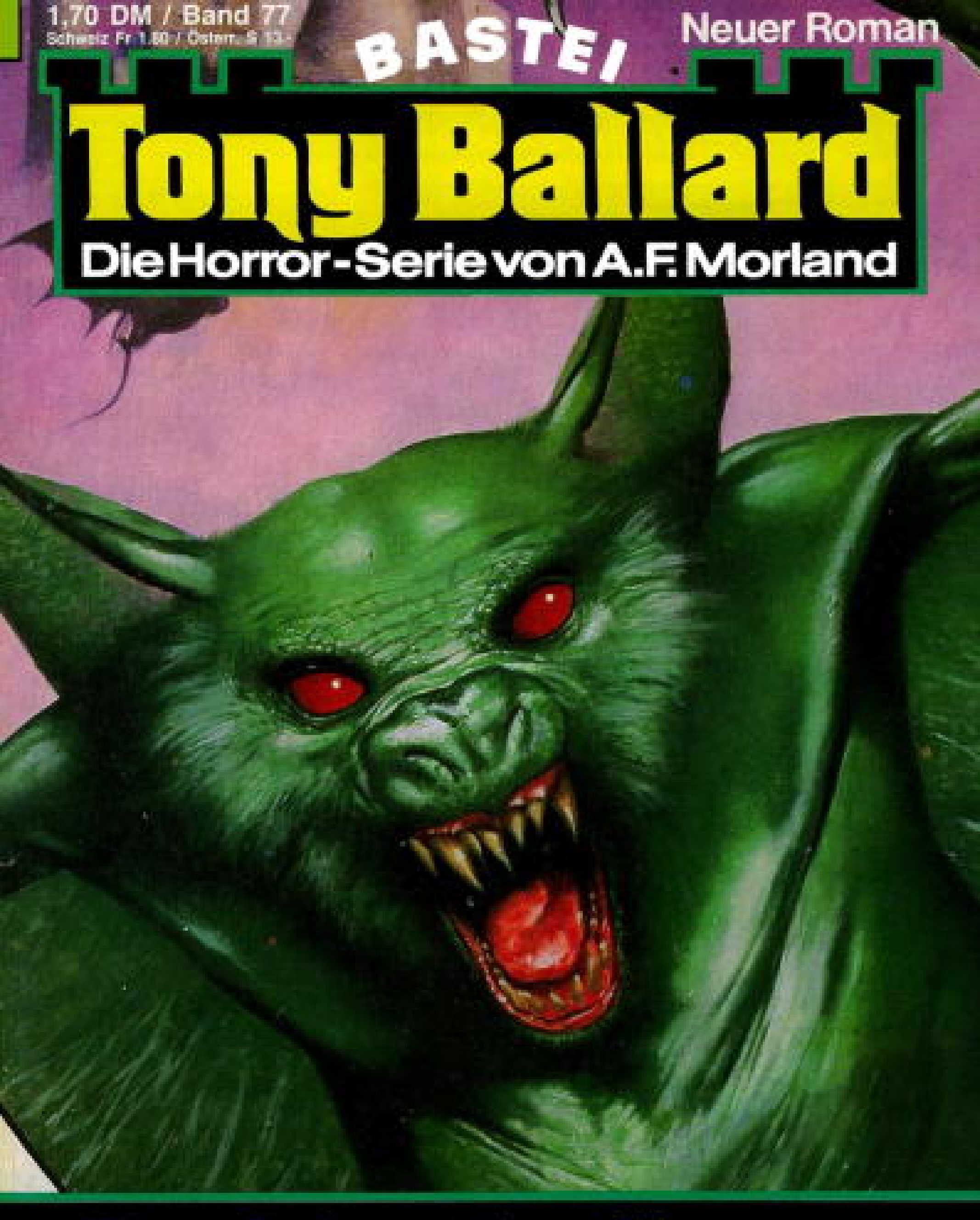


Der Schrei des Vampirs



Der Schrei des Vampirs

Tony Ballard Nr. 77

von A.F.Morland

erschienen am 30.08.1985

Der Schrei des Vampirs

Sie kamen bei Nacht.

Natürlich bei Nacht, denn der Tag mit seinem hellen Licht, dem gleißenden Sonnenschein, war ihr Todfeind.

Er hätte sie vernichtet. Jeder einzelne Sonnenstrahl war für sie eine grausam tödliche Lanze, die ihren Körper mühelos durchbohren und zerstören konnte.

Sie waren Wesen der Nacht, herzlos und gefräßig. Sie gierten nach Blut, denn nur davon lebten sie.

Vom Blut der Menschen!

Nach endlos langer Zeit waren die Vampire in ihr düsteres Schloß Blood Castle zurückgekehrt…

Ein leises, hilfloses Krächzen weckte Jimmy Dillaway im Morgengrauen. Der zwölfjährige Junge blinzelte verschlafen und rieb sich die Augen.

Er schlief fast das ganze Jahr bei halb offenem Fenster; nur in den grimmigen Wintermonaten war es geschlossen. Doch jetzt war Mitte April, und die Nächte hatten ihren frostigen Schleier verloren.

Da war es wieder, dieses Krächzen. Lauter, deutlicher. Vielleicht auch ein bißchen unheimlich.

Jimmy setzte sich auf und strich sich das rotblonde glatte Haar aus der Stirn. Sollte er nachsehen, was da so verzweifelt krächzte? Es mußte ein Tier sein, das war ihm klar. Aber welches?

Neugier erwachte in dem Jungen. Er warf die Bettdecke zur Seite und stand auf. Mit nackten Füßen, bekleidet mit einem Pyjama, der ihm allmählich zu klein wurde, tappte er auf das Fenster zu.

Außer dem zeitweiligen Krächzen war nichts zu hören. Stille herrschte im Dorf. Kein Motorenlärm. Kein Gezänk in der Nachbarschaft. Kein zu laut eingestelltes Fernsehgerät. Keine grölenden Betrunkenen auf dem Heimweg. Nichts. Um diese Stunde waren alle zu Hause und schliefen einem neuen Tag entgegen, der ihnen wieder viel Arbeit und manchem auch Ärger bringen würde.

Jimmy erreichte das Fenster. Ein kalter Lufthauch traf seinen jungen Körper, aber die Bettwärme wurde damit spielend fertig. Jimmy spürte die Kälte kaum.

Er schob die weiße Gardine zur Seite, schob das Fenster ein Stück höher und streckte den Kopf neugierig hinaus. Unter seinem Fenster, das sich im Obergeschoß befand, ragte ein breites Weidengebüsch auf, das erst kürzlich wieder grün geworden war. Leise raschelten die zarten Blätter, und aus diesem Gebüsch stieg das Krächzen zu dem Jungen empor.

War es ein verletzter Vogel, der dort unten so jämmerlich schrie?

Jimmy beugte sich weit aus dem Fenster. Bewegte sich dort unten nicht etwas?

Manchmal vermeinte der Junge ein leises Klatschen zu vernehmen, als würden Flügel gegen die Zweige schlagen.

Jimmy hatte ein Herz für Tiere. Er liebte sie alle, und wenn er erwachsen war, wollte er sich einen kleinen Zoo anlegen. Davon träumte er seit Jahren, und er war fest entschlossen, diese Idee in die Tat umzusetzen, sobald er ein Haus und ein eigenes Grundstück besaß.

Wenn sich zwischen den Weidenzweigen ein Vogel gefangen hatte, mußte ihm Jimmy helfen, das war ganz klar.

Das neuerliche flehende Krächzen schnitt ihm schmerzhaft ins Herz. Er nickte und flüsterte: »Ich komme. Sei ganz ruhig. Hab keine Angst. Ich werde dich retten. Und wenn du verletzt bist, werde ich dich ins

Haus nehmen und gesundpflegen.«
Jimmy zog den Kopf zurück.
Am Horizont wurde es langsam hell, und das Krächzen wurde immer verzweifelter.
»Ja«, sagte Jimmy leise. »Ich bin ja schon unterwegs.«
Er eilte zur Tür und öffnete sie vorsichtig. Er hatte Eltern und Geschwister. Sein Bruder Ray war 19, Celia, seine Schwester 18.
Und er war der kleine Wicht in der Familie, der laufend für Unruhe sorgte und den sie nicht ernst nehmen wollten, worüber er sich manchmal grün und blau ärgerte.
Leise, Jimmy, ganz leise! sagte er sich und trat aus seinem Zimmer. Er wich den Kakteen aus, die auf einem schmiedeeisernen Ständer ein trauriges Dasein hatten, weil sich kaum mal jemand um sie kümmerte. Sie gehörten Celia, aber die hatte mit 18 Jahren jetzt andere Dinge im Kopf.
Dicke, gedrechselte Holzsprossen trugen den Handlauf, an dem sich Jimmy festhielt.
Die Dillaways waren tüchtige Leute. Eine Autoreparaturwerkstatt und eine Tankstelle gehörten ihnen, und sie vermieteten auch Zimmer an Urlaubsgäste.
Das hätte ruhig ein bißchen öfter sein können, aber Laxford hatte außer dem nahen Blood Castle nichts zu bieten, was Touristen interessierte.
Jimmy erreichte das untere Ende der Treppe. Bevor er die Haustür aufschloß, schlüpfte er in seine leichten Sportschuhe.
Behutsam drehte Jimmy den Schlüssel, und als er die Tür öffnete, strich nebelfeuchte Morgenluft über sein Gesicht.
Es war etwas heller geworden, und am Ende des Dorfes begann der erste Hahn zu schreien. Jimmy schaute zum Himmel hoch. Es versprach, ein wunderschöner Tag zu werden.
Der Junge trat aus dem Haus, lief die Front entlang und bog um die Ecke. Beim Weidenstrauch angelangt, blieb er keuchend stehen.
»Bist du noch da?« fragte er und streckte die Hände nach den biegsamen Zweigen aus.
Zunächst hörte er nichts, aber dann nahm er ein verzweifeltes Zucken wahr. Das Tier schien sich vor ihm zu fürchten.
»Hab keine Angst«, sagte Jimmy freundlich. »Ich will dir nichts tun. Ich will dir nur helfen. Ich bin dein Freund.«
Er teilte die Zweige, drückte sie auseinander, wühlte sich zum Zentrum des Busches vor. Je näher er dem Tier, das sich darin gefangen hatte, kam, desto aufgeregter reagierte es.
Es fiepte wie eine Ratte - oder eine Maus -, vollführte kleine Hüpfer, versuchte zu fliehen.
»Du brauchst dich vor mir wirklich nicht zu fürchten«, sagte Jimmy

beschwichtigend. »Hör auf, so verrückt um dich zu schlagen, sonst verletzt du dich noch mehr.«

Wieder bog er ein paar Zweige auseinander, und dann purzelte ihm etwas Smaragdgrünes entgegen.

Ein grüner Lappen, der zuckte und zappelte. Ein Fetzen, der lebte und mit einer dünnen Stimme kreischte. Das ängstliche Tier klammerte sich an den Stoff des Schlafanzugs.

Jimmy bückte sich, um es aus der Nähe in Augenschein zu nehmen.

Zweifellos war das kein Vogel, aber das Tier hatte Flügel, die es jetzt schnell hin- und herbewegte. Es schien auffliegen zu wollen, konnte aber nicht mehr die Kraft dafür aufbringen, und der linke Flügel bewegte sich ein bißchen langsamer und hing etwas tiefer.

Also doch verletzt, dachte Jimmy Dillaway.

»Mach dir keine Sorgen, mein Kleiner, das kriegen wir schon wieder hin«, sagte der Junge. »Ich bin fast so gut wie ein Tierarzt. Weißt du, daß du Glück hast? Ja, wirklich. Großes Glück sogar, daß ich dein Schreien gehört habe.«

Jimmy umschloß den zitternden Körper mit beiden Händen. Er fühlte sich weich und haarig an. Ein Pelz! Das Tier hatte sich so sehr in den Stoff seines Pyjamas verkrallt, daß er es nicht gleich hochheben konnte.

»Wirst du wohl loslassen?« sagte der Junge lächelnd. »Ruhig. Ganz ruhig. Es geschieht dir nichts. Im Gegenteil.«

Weich war der kleine Körper, aber nicht warm. Eine unerklärbare Kälte ging von dem Tier aus. Doch Jimmy Dillaway machte sich deswegen keine Gedanken.

Sobald er den Kleinen losgehakt hatte, trat er damit zwei Schritte zurück, hob ihn hoch und sagte: »Nun laß dich mal ansehen, du Angsthase.«

Das behaarte Tier drehte sich, und Jimmy erkannte, daß er es mit einer Fledermaus zu tun hatte. Sie war abstoßend häßlich, hatte eine plattgedrückte Schnauze, spitze Ohren und rote Augen.

Dies war nicht die erste Fledermaus, die Jimmy sah, aber es schien sich hierbei um eine merkwürdige Rasse zu handeln. Erstens war das Tier nicht schwarzbraun wie andere fliegende Mäuse, und zweitens war es trotz seiner erkennbaren Jugend mindestens dreimal so groß wie jene Fledermäuse, die Jimmy kannte.

»Einen Schönheitspreis würdest du nie gewinnen«, sagte der Junge amüsiert. »Aber das macht nichts. Ich finde dich trotzdem niedlich. Bist wohl im Fliegen noch nicht besonders geübt, was? Na, mal sehen, was ich für dich tun kann. Ich denke, ich bringe dich erst mal ins Haus.«

Das Tier öffnete sein Maul, und Jimmy sah häßliche, dornenspitze Zähne.

Er lachte leise. »Du hast doch nicht etwa vor, deinen Retter zu beißen, he? Kleiner, das würde ich dir übelnehmen.«

Jimmy schloß die Hände etwas fester um den weichen Tierkörper und trabte los.

Das Grau des Morgens hellte sich mehr und mehr auf, und die smaragdgrüne Fledermaus duckte sich ängstlich in den hohlen Händen des Jungen.

Jimmy kehrte ins Haus zurück. Er setzte das Tier auf die Garderobenablage, direkt vor den Spiegel.

Es fiel ihm nicht auf, daß die Fledermaus im Spiegel nicht zu sehen war. Wie hätte er auf die Idee kommen sollen, darauf zu achten?

Rasch schloß er die Tür ab. Dann schlüpfte er aus den Sportschuhen und wandte sich wieder seinem lebenden Fund zu. Die Fledermaus preßte zitternd ihre Flügel gegen ihren Körper und versuchte gleichzeitig ihren Kopf damit zu schützen.

»Komm«, sagte Jimmy freundlich. »Ich zeige dir jetzt mein Zimmer. Es wird dir gefallen. Du kannst da wohnen, so lange du möchtest.«

Er benützte die Hände wie Baggerschaufeln, schippte die Fledermaus hoch und trug sie die Treppe hinauf. Bald würde es auch hier im Haus lebendig werden.

Vater war fast immer der erste im Bad. Dann kam Mutter. Sie machte zunächst um die Morgentoilette nicht viel Aufhebens, sondern kümmerte sich um das Frühstück für die Familie, bevor sie sich noch mal ins Bad begab und »einen ordentlichen Menschen aus sich machte«, wie sie das zu bezeichnen pflegte.

Jimmy zog sich mit seinem neuen Freund in sein Zimmer zurück. Er trug die Fledermaus zum Bett, legte sie auf das Kissen und knipste die Nachttischlampe an, weil das Tageslicht noch nicht ausreichte, um das Tier einer genaueren Betrachtung unterziehen zu können.

Kaum flammte das elektrische Licht auf, da zuckte das grüne Wesen heftig zusammen. Es stieß verzweifelte Schreie aus, schlug mit den ledernen Flügeln um sich und wollte die Augen gleichzeitig vor der Helligkeit schützen.

Das Tier purzelte und rollte über das Kissen und flüchtete unter die Bettdecke.

»Schon gut«, sagte Jimmy. »Ist ja schon gut. Ich wußte nicht, daß du das Licht so schlecht verträgst. Ich wollte dich nur ansehen.« Er machte das Licht rasch aus. »Entschuldige.«

Das Tier unter der Decke ließ klägliche Laute hören.

»Oh, du Ärmster«, sagte Jimmy bedauernd. »Was habe ich dir bloß angetan. Bitte verzeih mir. Ich werde dich nie mehr einem so grellen Licht aussetzen. Ich verspreche es dir. Aber wieso kannst du sehen? Ich dachte, Fledermäuse wären blind.«

Der Junge beugte sich über die Decke. Mit zwei Fingern hob er sie

hoch.
»Alles in Ordnung?« fragte er.
Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber die Helligkeit nahm ständig zu, und das schien der Fledermaus nicht zu behagen. Sie kreischte und krächzte, bebte und zitterte und schob sich ängstlich über das Laken, dorthin, wo es noch einigermaßen dunkel war.
»Du bist ein Nachttier«, sagte Jimmy. »Der Tag gefällt dir nicht. Na schön, dann machen wir's hier eben dunkel.«
Der Junge, begab sich zum Fenster und zog die Übergardinen zu. Sofort wurde die Fledermaus etwas ruhiger.
»Na also«, sagte Jimmy lächelnd. »Wie du siehst, tue ich für dich alles, damit du dich bei mir wohl fühlst.« Er setzte sich auf den Bettrand und streichelte das Tier sanft. »Ich wäre sehr froh, wenn wir Freundschaft schließen könnten. Ich heiße Jimmy. Ich denke, du solltest auch einen Namen haben, was meinst du? Wie wär's mit Gnubbel. Gefällt dir der? Ich finde, er paßt zu dir.«
Jimmy untersuchte das Tier. Gnubbel ließ es sich gefallen. Nur als der Junge den linken Flügel der Fledermaus ausspannen wollte, zuckte sie zurück.
»Aha, der Flügel«, konstatierte Jimmy. »Scheint aber nicht gebrochen zu sein. Vielleicht eine leichte Quetschung. Das kommt bald wieder in Ordnung. Wenn du dich ein bißchen schonst, kannst du bestimmt bald wieder die Nacht unsicher machen. Sag mal, hast du Hunger? Wie wär's mit ein bißchen Milch, Gnubbel? Ich mach' sie auch schön warm für dich.«
Eine goldene Lanze stach zwischen den geschlossenen Gardinen ins Zimmer. Der erste Sonnenstrahl. Gnubbel reagierte darauf mit einer Hysterie, die Jimmy nicht ganz verstehen konnte. Schön und gut, der Kleine mochte kein Licht, aber mußte er sich deshalb gleich aufführen, als hätte er den Verstand verloren?
Kreischend und flatternd torkelte Gnubbel über das Laken. Er fiel sogar aus dem Bett und verkroch sich darunter, während sich der Sonnenstrahl wie suchend durch den verdunkelten Raum tastete.
»Also alles, was recht ist, Gnubbel«, sagte Jimmy. »Aber man kann's auch übertreiben. Wie kann man sich nur so sehr fürchten? Zum Helden bist du nicht geboren, das muß ich dir schon sagen.«
Jimmy kniete sich nieder und wollte Gnubbel hervorholen, doch die Fledermaus kroch hastig weiter und krächzte dabei, als würde sie um Hilfe schreien.
»Tu doch nicht so, als wollte ich dich zum Frühstück verspeisen«, sagte Jimmy ärgerlich. »An und für sich esse ich Fledermäuse ja sehr gern, aber die grüne Sorte mag ich nicht.«
Gnubbel wollte sich nicht fangen lassen.
Jimmy kroch hinter der Fledermaus her. Jetzt zischte und fauchte sie

aggressiv, aber der Junge fürchtete sich nicht vor ihr.

»Wenn du willst, daß ich Angst vor dir habe, mußt du erst mal etwas tapferer werden«, sagte Jimmy energisch und schnappte sich das Tier.

Gnubbel gebärdete sich so, als wüßte er, daß sein Ende nahe wäre.

»Du haßt das Tageslicht«, sagte Jimmy. »Vor der Sonne hast du eine ganz besondere Angst. Okay, ich werde dich in den Keller bringen. Ist dir das recht?«

Jimmy holte eine Schuhschachtel aus dem Schrank, stach mit seinem Taschenmesser Löcher in den Deckel und setzte Gnubbel hinein. Kratzende Laute waren zu hören, als sich das Tier über den Schachtelboden bewegte.

»Ist nicht besonders bequem, was?« bemerkte Jimmy. »Wart mal, ich mache es dir etwas bequemer.«

Er kramte in seinem Schrank herum und holte ein altes, geflicktes T-Shirt hervor. Er trug es kaum noch. Aber für Gnubbel würde es reichen. Er hob das Tier vorsichtig aus dem Schuhkarton, stopfte das Hemd hinein, setzte die Fledermaus darauf und schloß die Schachtel mit dem Deckel.

Dann verließ er zum zweiten Mal sein Zimmer. Diesmal war er noch vorsichtiger als beim erstenmal, damit man ihn nicht erwischte, denn die Familie hatte nicht besonders viel Verständnis für seine übertriebene Tierliebe.

Schlangen, Spinnen, halbtote Krähen und noch vieles mehr hatte er schon angeschleppt, und als er im vergangenen Jahr mit einer Bisamratte angerückt kam, war Celia vor Entsetzen laut schreiend auf den Wohnzimmerschrank geklettert.

Vielleicht hätte man ihm auch nicht erlaubt, die Fledermaus im Haus zu behalten. Es war besser, niemand wußte von Gnubbel.

Abermals stieg er die Treppe hinunter.

Unten angekommen, machte er eine scharfe Wendung nach links, und dann öffnete er die Tür, die in den finsteren Keller führte.

Er sprach fortwährend mit Gnubbel und versicherte ihm immer wieder, daß er keine Angst zu haben brauche. Hinter dem Allesbrenner der Zentralheizung stellte er die Schachtel auf den Boden.

»So«, sagte er. »Und jetzt hole ich dir die versprochene Milch. Du mußt zu Kräften kommen.«

Die Zeit drängte, deshalb eilte Jimmy in die Küche. Er wußte, daß der Kühlschrank quietschte, wenn man ihn öffnete, deshalb riß er die Tür nicht auf, sondern zog ganz vorsichtig am Griff, und das Quietschen blieb aus.

»Wie ein Dieb machst du das«, sagte plötzlich jemand hinter ihm, und er wirbelte erschrocken herum.

***

In der Tür stand Ray Dillaway, Jimmys 19jähriger Bruder. Groß und breitschultrig war er, und er hatte dieselbe Haarfarbe wie der Kleine. Er trug Jeans und eine wattierte Jacke.

So kommt man nicht aus dem Bett. Ray hätte sich wieder mal die Nacht um die Ohren geschlagen.

»Ray…«, stieß Jimmy nervös hervor.

»Guten Morgen, Kleiner«, sagte sein Bruder grinsend. »Schon so früh auf den Beinchen?«

»Ich… Ich… Wo kommst du her?«

»Das geht dich einen feuchten Kehricht an. Sei nicht immer so neugierig. Ist außer dir schon jemand auf?«

»Nein. Heute bin ich ausnahmsweise der erste.«

Ray lachte. »Hattest du einen Alptraum oder so was?«

»Vater haut dir eine runter, wenn er merkt, daß du jetzt erst nach Hause kommst.«

»Ich bin 19. Ich kann machen, was ich will.«

»Nicht, solange du in diesem Haus wohnst«, erwiderte Jimmy.

»Du redest wie Vater, verdammt. Aber mit 19 brauche ich mir von niemandem mehr Vorschriften machen zu lassen, und ich kann heimkommen, wann ich will, schließlich bin ich erwachsen. Wenn ich mal nicht schlafen möchte, ist das meine Sache, verstanden? Vater macht ja auch keiner Vorschriften, wann er zu Bett gehen muß. Und du hältst den Mund, klar? Was Dad nicht weiß, macht ihn nicht heiß. So, und nun erklärst du mir mal, was du um diese Zeit schon in der Küche zu suchen hast.«

»Nichts. Ich wollte ein Glas Milch trinken.«

»Vor dem Frühstück? Du hältst mich wohl für einen ausgemachten Dussel, wie? Sag die Wahrheit, Kleiner, oder es setzt einen Satz heiße Ohren. Seinen älteren Bruder belügt man nicht.«

»Kannst du was für dich behalten?«

Ray grinste breit. »Klar. Im Bewahren von Geheimnissen bin ich einsame Spitze, das weißt du doch.«

Jimmy wärmte vier Fingerhut Milch auf dem E-Herd.

»Du willst mich wohl verscheißern«, sagte Ray. »Das kann doch nicht für dich sein.«

»Ist es auch nicht«, sagte Jimmy leise. »Ich habe ein Tier gefunden.«

»Schon wieder.« Ray seufzte. »Ich hätte es mir denken können. Was ist es denn diesmal? Eine mit schleimigen Beulen übersäte Kröte? Stellst du mir deinen neuen Freund mal vor? Ich wette, du hast ihm bereits einen Namen gegeben. Wie heißt er?«

»Gnubbel.«

»Ist kein passender Name für eine Kröte«, sagte Ray kopfschüttelnd. »Glubsch oder Quaaks würde es besser treffen.«

»Wer sagt denn, daß ich eine Kröte gefunden habe?«

»Die würde die Milch auch nicht saufen, sondern dir ins Gesicht spucken… Wieso eigentlich gefunden? Bin ich neuerdings etwa nicht mehr der einzige, der nachts sein Bett schont, damit es länger hält? Kleiner, wenn du denkst, mir in deinem Alter schon nacheifern zu müssen, damit du nichts versäumst, kriegst du von mir die Hucke voll. Du warst draußen, gib's zu.«

»Ja, aber ich habe mich nicht vom Haus entfernt.« Jimmy erzählte, wo er das Tier gefunden hatte.

»Und wo ist Gnubbel jetzt?« wollte Ray wissen.

»Im Keller.«

»Okay, bringen wir ihm die Milch. Ich bin gespannt, was es diesmal ist.«

Sie begaben sich mit der lauwarmen Milch in den Keller, und Jimmy holte zögernd den Schuhkarton hinter dem Heizkessel hervor. Ray wies darauf.

»Da ist er also drinnen, dein Gnubbel«, sagte er.

Jimmy nickte.

»Stell die Schachtel auf den Boden und nimm den Deckel ab«, verlangte Ray. »Ich hoffe, Gnubbel springt einem nicht gleich ins Gesicht, wenn man ihn sich ansieht.«

»Er ist harmlos«, sagte Jimmy. »Und furchtbar ängstlich.«

»Ich reiße ihm schon nicht den Kopf ab. Hat er überhaupt einen Kopf?«

»Klar.«

Jimmy hob den Deckel ab.

»Du willst mich wirklich verscheißern«, sagte Ray ärgerlich und wollte nach Jimmys Ohr greifen, um ihn daran heftig zu ziehen. »Ich sehe nichts weiter als ein altes T-Shirt.«

»Gnubbel hat sich versteckt«, sagte Jimmy und wich der Hand des Bruders aus. Er zupfte den Stoff auseinander, und Gnubbel kam zum Vorschein. »Da ist er.«

»Das ist ja… Das ist eine Fledermaus«, sagte Ray.

»Noch ziemlich jung.«

»Trotzdem größer als andere Fledermäuse - und grün. Verdammt, dein Freund ist ja widerlich häßlich. Da ist mir noch eine Kröte lieber. Ekelerregend sieht das Biest aus.«

Gnubbel öffnete sein Maul.

»Sieh dir seine spitzen Zähne an«, sagte Ray angewidert. »Du hast sie wohl nicht alle, uns so ein Ungeheuer ins Haus zu bringen.«

»Gnubbel hat sich verletzt. In ein paar Tagen kann er wieder fliegen, dann lasse ich ihn frei.«

»Du bringst ihn jetzt gleich fort.«

»Laß ihn mich gesundpflegen, Ray. Bitte.«

»Raus mit diesem grünen Teufel.«

»Er leidet schreckliche Qualen in der Sonne. Du kannst nicht von mir verlangen, daß ich -«

»Wieso nicht? Ich will dieses verfluchte grüne Biest mit den gierigen roten Augen nicht hier haben.«

»Es ist nicht dein Haus!« stieß Jimmy zornig hervor.

Ray grinste. »Okay, ich kann ja mal mit Vater über Gnubbel reden.«

»Dann… dann sage ich ihm, wann du heute morgen nach Hause gekommen bist.«

Ray wurde wütend. »Verdammt, ich lasse mich von dir nicht erpressen.« Er packte die Kohlenschaufel mit beiden Händen und schwang sie hoch. »Wenn du das Vieh nicht fortbringst, erschlage ich es eben. So einfach ist das.«

Gnubbel duckte sich ängstlich und kreischte.

»Wenn du das tust, erfährt Dad noch etwas von mir!« sagte Jimmy hastig.

Ray schlug noch nicht zu. Aber die Schaufel blieb oben. »So?« fragte er und starrte den Jungen durchdringend an. »Was denn?«

»Daß du… daß du was mit Arlie Preston hast!«

»Du hast 'nen Dachschaden«, sagte Ray heiser. »Wie kommst du denn auf die Schnapsidee?«

Angus Dillaway hatte nichts dagegen, wenn sein Sohn hinter allen Schönen des Dorfs her war. Schließlich war er ein junger, gesunder Mann, und es lag in der Natur der Sache, daß Ray verrückt nach Mädchen war. Besser, als wäre er scharf auf Jungs gewesen.

»Du kannst dich mit allen anfreunden, nur nicht mit Arlie Preston«, schärfte Angus Dillaway ihm immer wieder ein. »Um Arlie machst du einen großen Bogen, verstanden? Es gibt genug andere Mädchen in unserem Dorf. Mit Arlie Preston fängst du dir nichts ah, sonst prügle ich dich windelweich.«

Es war so ähnlich wie bei Romeo und Julia. Die Prestons waren mit den Dillaways verfeindet, und auch Arlie wurde zu Hause eingebleut, alle Dillaways müßten Luft für sie sein.

Aber die verbotenen Früchte schmecken erfahrungsgemäß immer am besten…

»Ich und Arlie Preston«, sagte Ray hart. »Du hast wohl ein paar Gehirnwindungen zuviel.«

»Ich habe euch gesehen. Im Wald. Letzten Sonnabend. Auf einer Decke. Ihr hattet beide nichts an und…«

»Du Ferkel hast dabei zugesehen!« knurrte Ray entrüstet. »Ich sollte nicht der Fledermaus, sondern dir mit der Kohlenschaufel eins überziehen.«

»Du wirst weder Gnubbel noch mir etwas tun.«

»Verfluchter Erpresser. Und so etwas ist mein Bruder. Ich finde dich zum Kotzen«, sagte Ray verächtlich. Er stellte die Schaufel ab und

verließ den Keller.

Jimmy wußte, daß Ray nicht lange auf ihn sauer sein würde, und Ray konnte sicher sein, daß er nichts von Arlie Preston erzählen würde. Schließlich müssen Brüder zusammenhalten. Auch in diesen Dingen.

Er widmete sich Gnubbel, versuchte dem Tier die Milch einzuflößen, doch die Fledermaus nahm sie nicht an.

»Was mache ich nur mit dir?« fragte Jimmy ratlos. »Du mußt irgend etwas zu dir nehmen. Ich möchte nicht, daß du verhungerst.«

Er deckte die grüne Fledermaus zu und legte den Deckel behutsam auf den Karton. Die Schachtel stellte er hinter den Ofen. Dann verließ er nachdenklich den Keller.

Er konnte ja nicht wissen, daß sich sein kleiner Freund von Blut ernährte…

***

Ich ließ meinen schwarzen Rover auf Laxford zuschnurren. Die Landschaft war sanft hügelig, und wir kamen durch Dörfer, deren Namen ich noch nicht einmal gehört hatte.

London lag etwa hundert Kilometer hinter uns, und wir hatten höchstens noch zehn Kilometer vor uns. Neben mir saß mein guter alter Freund und Kampfgefährte, der Ex-Dämon Mr. Silver. Es war mal wieder Hochbetrieb, und wir hätten an mehreren Orten gleichzeitig sein sollen, aber die Hektik tat mir ganz gut. So konnte ich wenigstens keinen Rost ansetzen.

Unser Ägyptenabenteuer lag knapp zwei Wochen zurück. Wir hatten uns mittlerweile wieder in Langley nützlich gemacht, um eine kleine Gruppe unerschrockener CIA-Agenten im Schnellsiedeverfahren für den Kampf gegen die schwarze Macht auszubilden.

Fast unser ganzes Wissen, die gesamte Erfahrung gaben wir an die CIA-Leute weiter, und Mr. Silver brachte den Agenten etliche Tricks bei, die ihnen im Ernstfall das Leben retten würden.

In das weitgesteckte Gebiet der Parapsychologie weihte Professor Lance Selby die Leute von der Agency ein. Er war immer noch drüben, und die Agenten würden viel von seinem umfassenden Wissen profitieren, denn er war in seinem Fach unbestritten einer der Besten.

Noel Bannister hatte die schwierige Aufgabe übernommen, so rasch wie möglich eine schlagkräftige Spezialeinheit aus dem Boden zu stampfen, denn die Vergangenheit hatte gezeigt, daß es auch Feinde gab, die mit herkömmlichen Waffen und Methoden nicht zu bezwingen waren.

Wo magische Kräfte wüteten, war man mit konventionellen Waffen machtlos. Doch das würde anders werden.

Wir wären gern noch in Langley geblieben, aber Vicky Bonney hatte

uns mit einem Anruf nach England zurückgeholt.

Genaues hatte sie uns nicht sagen können, nur, daß wir den Parapsychologen Bernard Hale und dessen Lieblingsschüler Chao Kai unterstützen sollten.

Professor Hale hatte angerufen und sehr enttäuscht geklungen, als Vicky ihm erklärte, daß ich mich in Amerika aufhielt. Sie hatte ihm versprochen, sich mit mir in Verbindung zu setzen und hatte dieses Versprechen auch gehalten.

Bernard Hale und Chao Kai wollten auf meine Rückkehr warten, doch als wir in London eintrafen, waren die beiden bereits nach Laxford gefahren.

Hale konnte manchmal sehr ungeduldig sein. Er hatte sich nur noch einmal bei Vicky Bonney gemeldet und sie gebeten, mir mitzuteilen, ich würde ihn und seinen chinesischen Schüler in Laxford treffen.

Und dorthin waren wir im Augenblick unterwegs. Boram, der Nessel-Vampir, war zwar mit nach London gekommen, aber dann bei Vicky Bonney und Jubilee geblieben.

Jubilee… Sie war ein bißchen unser Sorgenkind, dieses hübsche 17jährige Mädchen. Sie hatte Anpassungsschwierigkeiten, obwohl sie ein menschliches Wesen war, und sie trat gern in alle möglichen Fettnäpfchen, Dreizehn Jahre hatte sie auf der Prä-Welt Coor gelebt, und nun waren eine Menge Personen damit beauftragt, ihre Eltern zu finden, denen der Dämon Cantacca einst ihr Kind geraubt hatte.

Es gab noch eine Reihe weiterer schwelender Probleme, die wir bewältigen mußten. Kaum war mal eines erledigt, tauchte schon das nächste auf…

Ich warf einen Blick auf den Kilometerzähler.

»Noch fünf Kilometer«, sagte Mr. Silver. »Bin neugierig, was Hale diesmal ausgegraben hat. Er ist ein komischer Kauz, aber ich mag ihn.«

Ich grinste. »Gleich und gleich gesellt sich eben gern.«

»Hast du vor, mal wieder meine Langmut zu testen?«

»Ach komm schon, Silver. Du wartest doch ständig darauf, daß ich dich aufziehe.«

»Wie eintönig war mein Leben, als ich dich noch nicht kannte. Du hast mir wirklich zu meinem ganz großen Glück gefehlt.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte ich amüsiert.

»Ich könnte mir ein Leben ohne dich nicht mehr vorstellen, Tony Ballard. Diese Ruhe, diese Stille, dieser Frieden…«

»Diese Langeweile«, ergänzte ich. »Was soll der Quatsch, Silver? Danach sehnst du dich doch nicht wirklich. Bei dir muß immer etwas los sein. Wenn keine Action läuft, schläft dir das Gesicht ein. Ich sorge für das, was du brauchst.«

»Ausreichend… Paß auf!«

Der Ex-Dämon schrie urplötzlich, als wäre er übergeschnappt, und er riß die perlmuttfarbenen Augen auf.
Ich fuhr nicht langsam, aber ich raste auch nicht. Es war ein zügiges Reisetempo, das ich mehr öfter weniger konstant hielt. Vor uns befand sich eine Bodenwelle, und in diesem Moment kam ein roter Peugeot aus der Versenkung hoch.
Auf unserer Seite!

***

Ich preßte die Kiefer so fest zusammen, daß meine Zähne hörbar knirschten. Mit wie vielen Personen der Peugeot besetzt war, konnte ich nicht sehen. Die Windschutzscheibe des heranrasenden Wagens spiegelte zu sehr.
Der Fahrer war unverantwortlich schnell unterwegs, und er dachte wohl, die Straße würde ihm allein gehören.
Der Hüne neben mir bereitete sich auf einen Frontalzusammenstoß vor. Er stemmte die Füße gegen das Bodenblech und die Hände gegen das Armaturenbrett. Das würde nichts nützen. Nur der Sicherheitsgurt würde verhindern, daß wir wie Kanonenkugeln durch die Windschutzscheibe sausten.
Der Kerl fuhr auf meiner Seite.
Hatte es einen Sinn, nach rechts auszuweichen? Wenn er das gleiche tat, knallten wir erst recht zusammen. Blitzschnell überlegte ich mir das - und blieb auf der linken Spur.
In Bruchteilen von Sekunden fand mein Fuß das Bremspedal, und dann hörte ich, wie die Reifen quietschten. Plötzlich sah ich, wie der Peugeot ebenfalls bremste und vorne in die Knie ging. Gleichzeitig zog der Fahrer seinen Wagen auf die richtige Spur.
Der Peugeot schlitterte nach rechts, gab die linke Fahrspur mehr und mehr frei. Dann gab es einen dumpfen Knall.
Mein Rover riß dem Peugeot die Flanke auf und stieß ihn in den Straßengraben. Der Rover rutschte noch 50 Yards quer über die Fahrbahn und kam dann mit einem Ruck zum Stehen.
Ich war wütend. Ich sah rot. Der verfluchte Kerl hätte mich mit seiner unverantwortlichen Raserei beinahe umgebracht.
Bei Mr. Silver war das etwas anderes. Da er kein Mensch war, hätte er den Zusammenstoß vermutlich unbeschadet überlebt. Aber ich hätte mir dabei den Hals brechen, können.
Ich schlug zornig auf das Schloß des Sicherheitsgurts. Die schwarze, flache Gurtschlange kroch an mir hoch. Ich stieß den Wagenschlag auf und sprang aus dem Rover.
Mit längen Sätzen rannte ich zum Peugeot und riß die Tür auf. Hinter dem Volant saß ein bleicher Junge. Noch grün hinter den Ohren, aber schon verdammt schnell unterwegs. Ein Selbstmörder.

Und ein Mörder!
»Raus!« schrie ich ihn an.
Er war zu sehr geschockt, um zu reagieren.
»Steig aus und hol dir deine Tracht Prügel«, brüllte ich.
Als er immer noch nicht gehorchte, hakte ich für ihn den Gurt los, krallte meine Finger in seine Jacke und zerrte ihn aus dem Auto - und dann gab ich es ihm ordentlich.
Er schrie, wehrte sich nicht, hielt schützend die Arme über den Kopf, doch ich fand mit meinen Fäusten immer wieder ins Ziel.
»Tony!« rief Mr. Silver. »Hör auf! Es reicht!«
Ich hörte den Ex-Dämon zwar, aber ich machte weiter. Mein nächster Faustschlag warf den Jungen gegen den Peugeot.
»Hilfe! Helfen Sie mir!« rief er Mr. Silver zu.
»Tony, es ist genug!« schrie der Hüne und eilte herbei.
Ich wußte nicht, was mit mir los war. Ich konnte nicht aufhören. Der Ex-Dämon warf sich dazwischen. Meine Faust traf ihn. Er faßte nach meinen Handgelenken und stieß mich einen Meter zurück, ohne mich loszulassen.
»Tony, komm zu dir!«
Ich wollte mich losreißen, keuchte schwer, und der Schweiß brannte in meinen Augen. Es erschreckte mich selbst, wie sehr ich den Wunsch hatte, den jungen Mann auf dem Boden liegen zu sehen, aber ich konnte nichts dagegen tun.
»Laß mich, Silver!« stieß ich wutentbrannt hervor. »Geh weg! Laß mich zu ihm! Ich bin mit ihm noch nicht fertig!«
»Er hat genug!« sagte der Ex-Dämon eindringlich.
Plötzlich war ein Zwang da. Ich mußte meinem Freund in die Augen sehen, und ich spürte, daß er Einfluß auf mich nahm. Ich wollte das nicht, aber Mr. Silver zwang mir seinen Willen auf. Der Ex-Dämon hypnotisierte mich.
»Ich lasse dich jetzt los, und du wirst diesen Mann in Ruhe lassen!« knurrte er.
Ich spürte, wie sich seine harten Hände öffneten. Wie Schraubstockbacken hatten sie mich festgehalten. Nun taten sie es nicht mehr, aber das Feuer des Zorns war in mir erloschen. Der junge Mann hatte von mir nichts mehr zu befürchten.
Meinen Rover hatte es nicht so schlimm erwischt wie den Peugeot. Bei meinem Wagen war eigentlich nur die Stoßstange deformiert. Mr. Silver musterte mich mit besorgter Miene.
»Geht es dir etwas besser, Tony?«
Ich nickte finster. »Ja, ich bin okay.«
»Soll ich die Fakten für den Unfallbericht festhalten?«
»Laß nur, ich mach' es schon«, sagte ich.
Der bleiche Junge hieß Orson Collins, und der Wagen gehörte nicht

ihm, sondern seinem Vater. Jetzt erst begriff er, wie schlimm der Peugeot zugerichtet war, und er schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Dad steinigt mich. Er weiß noch nicht mal, daß ich den Wagen genommen habe.«

»Junge, Sie haben wirklich heute nicht Ihren besten Tag«, sagte der Ex-Dämon. »Wie lange haben Sie Ihren Führerschein schon?«

»Seit einem Monat.«

»Verstehe. Er wurde bei 'ner Tombola als erster Preis ausgespielt, nicht wahr?«

Ich notierte die Personalien meines Unfallgegners und gab ihm eine Karte, auf der alles, stand, was er für seine Versicherung brauchte.

Der Peugeot war noch fahrtüchtig. Aber Mr. Silver und ich mußten den Wagen erst aus dem Graben schieben. Sobald das geschehen war, schlich der Junge davon, und Mr. Silver und ich stiegen wieder in den Rover.

Ich wollte weiterfahren.

»Augenblick noch, Tony«, sagte der Ex-Dämon und legte mir die Hand auf den Arm. »Kannst du mir erklären, was vorhin los war?«

Ich schaute den Hünen nicht an, schüttelte nur den Kopf und antwortete: »Ich weiß es nicht, Silver.«

»Ich habe dich noch nie so zornig erlebt.«

»Du hast recht, es war das erste Mal, daß ich mich nicht beherrschen konnte.«

»Woran liegt es?«

»Ich habe keine Ahnung. Im Leben eines jeden Menschen kommt es mal vor, daß ihm die Nerven durchgehen. Das kannst du natürlich nicht verstehen.«

»Doch. Ich versteh's nur bei dir nicht. Was ist los mit dir, Tony? Irgend etwas nicht in Ordnung? Kann ich dir helfen? Du weißt, daß du mit mir über alles reden kannst, daß ich jederzeit für dich da bin.«

Natürlich wußte ich das, und es war verdammt gut, einen Freund wie Mr. Silver an der Seite zu haben, aber es gab nichts, was ich ihm hätte sagen können.

Meine heftige Reaktion hatte mich selbst überrascht, und ich konnte sie mir nicht erklären.

»Es wird nicht wieder passieren«, sagte ich.

Der Ex-Dämon nickte. »Na schön«, sagte er, aber er schien an meinen Worten zu zweifeln. »Vielleicht sollte ich von nun an ein Auge auf dich haben.«

Ich schaute ihn ernst an. »Wenn du vorhast, mich zu deiner Marionette zu machen, spiele ich nicht mit.«

»Wieso zu meiner Marionette?«

»Du wirst mich nicht mehr hypnotisieren, okay? Ich mag das nicht.«

»Siehst du nicht ein, daß es nötig war, Tony? Hätte ich zusehen

sollen, wie du Orson Collins in deinem Zorn vielleicht erschlägst?«
»Du übertreibst.«
»Du weißt, daß ich das nicht tue, Tony«, sagte der Ex-Dämon schneidend und wandte sich von mir ab.
Jetzt war die Atmosphäre auf einmal gespannt. Für gewöhnlich störte mich das. In solchen Fällen sorgte ich stets dafür, daß alles schnellstens wieder ins Lot kam, doch heute, das wußte ich, würde ich es nicht tun.
Ich fuhr weiter.

***

»Gnubbel« hatte in Wirklichkeit einen anderen Namen. Er hieß Ez Carrado und war ein Vampir, ein gefährliches Schattenwesen, das einen langen Flug hinter sich hatte.
Er war noch jung und nicht so stark wie seine Eltern, aber das würde sich ändern, wenn er sich sein erstes Opfer geholt hatte.
Bisher hatten immer seine Eltern dafür gesorgt, daß er Blut bekam. Sie hatten die Opfer ausgesucht und angefallen, und wenn sie gesättigt von ihnen abgelassen hatten, durfte Ez weitertrinken.
Aber die Zeit war reif dafür, daß Ez für sich selbst sorgte. Noch war er nicht fähig, menschliche Gestalt anzunehmen; wie es seine Eltern konnten.
Erst wenn er sein erstes Opfer ganz allein getötet hatte, würde diese Fähigkeit auch bei ihm zum Durchbruch gelangen, und er fragte sich, wie er dann wohl aussehen würde.
Zia Carrado, seine Mutter, war als »Mensch« eine verführerische Frau, deren blendende Schönheit schon vielen zum Verhängnis geworden war.
Es fiel ihr leicht, ihre Opfer zu täuschen und zu umgarnen, und wenn niemand damit rechnete, kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Todesbiß.
Aber auch Yul Carrado, sein Vater, verstand sich aufs grausame Töten. Wenn Zia Schönheit und weibliche Raffinesse einsetzte, so warf er dämonische Grausamkeit und übernatürliche Kraft in die Waagschale.
Ez wußte, daß noch sehr viel Zeit vergehen würde, bis er so sein würde wie sein Vater. Er stand erst am Beginn seines blutigen Lebens - Ez Carrado, der Vampirsohn, den Jimmy Dillaway liebevoll Gnubbel nannte.
Der Junge konnte nicht ahnen, *wen* er sich da ins Haus geholt hatte.
Vor langer Zeit hatten Zia und Yul Carrado Blood Castle verlassen. Sie waren fortgezogen in das Land ihrer Ahnen, hatten lange in den Karpaten gelebt und einsame Dörfer und Berggehöfte mit anderen Vampiren heimgesucht.

Sie waren von hier fortgegangen, weil ihnen ihre Gier zum Verhängnis zu werden drohte. So viele Menschen waren ihnen zum Opfer gefallen, daß die Wut und die Verzweiflung über die Angst siegten. Mutig und mit brennendem Haß im Herzen griffen die Menschen zu ihren Waffen und gingen auf Vampirjagd.

Dämonenjäger und Exorzisten schlossen sich ihnen an, und es wurde für Zia und Yul immer schwieriger, neue Opfer zu finden. Die Menschen lernten, sich vor ihnen zu schützen. Es gab kein Haus mehr, in dem nicht drei, vier geweihte Kruzifixe hingen. Und überall hingen diese vampirabweisenden Knoblauchzöpfe. Es gab Dämonenbanner an Türen und Fenstern, und wenn es dunkel wurde, schloß man sich in den Häusern ein.

Nur die Jäger blieben draußen. Nacht für Nacht lagen sie auf der Lauer. Sie stellten den Blutsaugern Fallen, und als sie sie einmal fast erwischt hätten, gab ihnen das so viel Auftrieb, daß sie es sogar wagten, Blood Castle zu stürmen.

Es war damals für Zia und Yul Carrado nicht ratsam gewesen, zu bleiben und ihr Schicksal weiter herauszufordern. Besser war es, sich abzusetzen.

Nach Blood Castle wollten sie zurückkehren, wenn die Menschen ihre Schreckenstaten nur noch für Schauermärchen hielten.

Viele Generationen später sollte das Grauen erst wieder Einzug in Blood Castle halten.

Die Zeit der Rückkehr stand in den Gestirnen des Schreckens, und als Yul Carrado sie nahen fühlte, brach er mit seiner Familie auf.

Ez, der in Rumänien geboren wurde, sollte eine neue Heimat bekommen. Der Weg war weit. Sie flogen nur nachts. Am Tage verbargen sie sich in Höhlen, alten Schlössern oder schummrigen Bergwerksstollen. Sie durchquerten fast den gesamten europäischen Kontinent. Es war sehr anstrengend für Ez, und er hatte manchmal große Mühe, das Tempo seiner Eltern mitzuhalten. Über dem Kanal, zwischen Frankreich und England, überkam ihn ein Schwächeanfall, der ihn fast abstürzen ließ. Mit letzter Kraft erreichte er die Insel, und als sie endlich in Laxford ankamen, konnte er nicht mehr weiter.

Völlig entkräftet fiel er vom Himmel, mitten hinein in den Weidenstrauch, und wenn Jimmy Dillaway sein verzweifeltes Krächzen nicht vernommen hätte, hätten die ersten Sonnenstrahlen seinen Vampirkörper durchbohrt und aufgelöst.

Aber zum Glück war ihm dieses Schicksal erspart geblieben. Er befand sich in einem finsteren Keller, war in Sicherheit.

Und er hatte Hunger…

***

Laxford… Ein paar Häuser, eine Kirche, ein Friedhof - das war

eigentlich schon alles. Abgesehen von dem kastellähnlichen Bauwerk hoch oben auf einem felsigen Hügel. Hohe nackte Steinmauern, dicke Wehrtürme, kantige Zinnen. Man hatte sich viel Mühe gegeben, die Burg so anzulegen, daß sie von Feinden kaum oder nur sehr schwer eingenommen werden konnte.

Es gab im Ort nur eine einzige Tankstelle. Diese steuerte ich an. Ein junger Mann, ich schätzte ihn auf 19, erschien.

»Super? Voll?« fragte er.

Ich nickte.

Der rotblonde Bursche schob die Füllpistole in den Tankstutzen und ging daran, die Scheiben zu reinigen. Die verbogene Stoßstange rechts vorn blieb ihm nicht verborgen.

»Pech gehabt, Sir?« fragte er.

»Ja.«

»Läßt sich leicht reparieren.«

Ich nickte, und der junge Mann wies mit dem Daumen auf die Autoreparaturwerkstatt, die zur Tankstelle gehörte. Er war geschäftstüchtig.

»Wenn Sie wollen, kriegen Sie von uns im Handumdrehen eine neue Stoßstange, Sir.«

»Da wir am Ziel unserer Fahrt angelangt sind, können Sie den Wagen haben«, gab ich zurück. »Laxford wird nicht gerade von Touristen überrannt, nicht wahr?«

»Kann man in der Tat nicht sagen, Sir.«

»Wir suchen zwei Männer. Einen Engländer und einen Chinesen.«

»Professor Bernard Hale und Chao Kai?«

Ich schaute den Jungen erstaunt an. »Ja.«

Der Rotblonde lachte. »Sieht so aus, als könnte ich hellsehen, was? Die Erklärung ist einfach: Der Professor und sein Begleiter wohnen bei uns. Wir vermieten nämlich auch Zimmer.«

»Das trifft sich großartig. Haben Sie noch zwei?«

»Mit Sicherheit, Sir.«

»Ich bin Tony Ballard. Das ist Mr. Silver«, sagte ich und wies auf den Ex-Dämon.

»Sehr erfreut«, sagte der junge Mann. »Mein Name ist Ray Dillaway. Der Betrieb hier gehört unserer Familie. Vater und ich machen Ihren Rover wieder wie neu. Und Ma wird sich um Ihr leibliches Wohl kümmern. Wir sind zwar kein richtiges Gasthaus, aber wenn Sie eine deftige Hausmannskost mögen, kann ich Ihnen die Küche meiner Mutter nur wärmstens empfehlen. Ich kenne keine Frau, die besser kocht.«

»Hört sich gut an«, sagte ich lächelnd.

Mr. Silver stieg aus. Ich öffnete den Kofferraum. Zwei magersüchtige Reisetaschen standen darin. Wir hatten nicht viel mitgenommen.

Schließlich hatten wir nicht vor, in Laxford einen mehrwöchigen Urlaub anzutreten.

Ray Dillaway zog die Füllpistole aus dem Tankstutzen und verschloß ihn.

»Ich fahre den Wagen gleich in die Werkstatt«, sagte der junge Mann.

»Und die Tanksumme setzen Sie mit auf die Rechnung«, bemerkte ich.

»Ist recht, Sir.« Er preßte die Zunge gegen die Zähne. Dann ertönte eine kurze, schrille Melodie. Grinsend erklärte er: »Ist unser Familienpfiff.«

Daß der funktionierte, zeigte sich einen Augenblick später. Eine Tür öffnete sich, und eine mollige Frau erschien. Ihr helles Haar war hochgesteckt. Sie hatte viele Sommersprossen um die Nase.

»Das ist Ma, Mr. Ballard«, sagte Ray Dillaway. »Mrs. Helen Dillaway, Sir.« Er rief seiner Mutter laut zu: »Ma, die beiden Gentlemen möchten bei uns wohnen. Zwei Zimmer.«

Helen Dillaway nickte erfreut. Wir machten uns bekannt, und sie führte uns ins Haus, wo wir ihre Tochter Celia und den jüngsten Sproß der Familie, Jimmy, kennenlernten.

Die Zimmer waren nicht sehr groß, aber sauber und hell tapeziert. Da es schon später Nachmittag war, fragte ich, ob wir eine Kleinigkeit zu essen kriegen könnten, jeder ein Omelett von vier Eiern oder so. Mrs. Dillaway machte das sehr gern für uns.

Wir packten nur rasch unsere Sachen aus und begaben uns dann nach unten. Es gab einen kleinen Aufenthaltsraum für Gäste, mit Fernsehapparat und Bar.

Mein Blick huschte über die Flaschen, die auf dem Regal standen. Pernod, mein Lieblingsgetränk, war nicht dabei, aber das würde mich nicht umbringen.

Während uns Helen Dillaway das Essen servierte, fragte ich nach Bernard Hale und Chao Kai.

»Die Gentlemen sind vor einer Stunde weggegangen«, antwortete die Frau.

»Wissen Sie, wohin?« fragte ich.

»Haben Sie die Burg hoch über Laxford gesehen?«

»Natürlich. War nicht zu übersehen.«

»Blood Castle«, sagte die Frau. »Da sind sie hingegangen.«

***

Unheimlich, kantig und trotzig ragte die Burg vor ihnen auf. Eine wehrhafte Festung mit hohen Mauern, in denen einst das Grauen gewohnt hatte.

Und es hatte sich hier wieder eingenistet.

Professor Bernard Hale hob den Kopf und blickte zu den Zinnen des

breiten, runden Wehrturms hoch. Welker Efeu umrahmte das mächtige Tor, das niemanden einließ. Pflanzen gediehen hier entweder nur sehr schlecht oder gar nicht.

Hale kannte den Grund. Die Burg war auf einem Boden errichtet worden, den finstere Mächte präpariert hatten. Aus uralten Büchern ging hervor, daß die Errichtung dieses Bauwerks viel schneller vonstatten gegangen war, als man es für diese Größe normalerweise berechnen mußte.

Höllische Helfer sollten damals mitgebaut haben. Tag und Nacht, unermüdlich. Stein auf Stein hatten sie gesetzt, und schwarze Magie hielt sie heute noch zusammen.

Ein Windstoß brachte Bernard Hales seidendünnes Haar in Unordnung. Er war ein großer, kräftiger Mann, nicht mehr der Jüngste, aber noch recht vital.

Die Parapsychologie war für diesen Mann nicht nur eine faszinierende Wissenschaft. Sie war zu. seinem Lebensinhalt geworden. Er ging darin buchstäblich auf. Nur dadurch war es ihm möglich gewesen, in Bereiche vorzustoßen, von denen die meisten seiner Kollegen kaum eine Ahnung hatten.

Hale hatte vor allem eine Methode entwickelt, die es ihm erlaubte, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu berechnen, wo sich in naher Zukunft schwarze Konzentrationen bilden konnten.

Die Berechnungen waren langwierig und kompliziert. Viele Faktoren mußten berücksichtigt werden, und ein einziger Fehler konnte ein unbrauchbares Ergebnis bringen.

Aber wenn der Berechnungsvorgang stimmte, ergaben sich zumeist verblüffende Resultate.

Es lag etwa drei Jahre zurück, da hatte Professor Hale berechnet, daß auf einem Schloß in der Nähe eines Ortes namens Sevenoaks eine magische Flut losbrechen würde.

Damals hatte Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, noch existiert, und er hatte die Absicht gehabt, eine Zombie-Armee auf die Beine zu stellen. Es wäre ihm gelungen, wenn ihm Hale nicht rechtzeitig auf die Schliche gekommen wäre… [1]

Und kürzlich hatten neue Berechnungen wieder ein Ergebnis gebracht, das den Parapsychologen beunruhigte.

Er wußte aus antiken Schriften, was hier vor langer Zeit geschehen war, und er hatte herausgefunden, daß die Gestirne des Schreckens die Rückkehr der Vampirbrut anzeigten.

Deshalb trug Bernard Hale diesmal nicht nur Dämonenbanner, eine Gnostische Gemme und ein Pendel bei sich, das ihm schwarzmagische Ströme anzeigte, sondern auch einen spitzen Eichenpflock und einen schweren Hammer.

»Hier kommt man nicht rein, Professor«, sagte Chao Kai, ein

sympathischer, mittelgroßer, drahtiger Bursche. Er hatte eine flache Nase in einem breiten, gelben Gesicht und schmale, dunkle Augen. »Das Tor läßt sich nicht öffnen.«

Der PSI-Professor nickte bedächtig. »Sie werden kommen, Chao Kai. Wer weiß, vielleicht sind sie schon hier. Noch nie waren die Voraussetzungen für ihre Rückkehr günstiger. Wenn wir verhindern wollen, daß sie ihre schrecklichen Umtriebe wieder aufnehmen, *müssen* wir da hinein.«

Chao Kai lebte seit acht Jahren in London. Er war von Hales umfassendem Wissen fasziniert und versuchte ihm in allem nachzueifern.

»Ich könnte an der Mauer hochklettern«, sagte der junge Chinese. Er war sehr sportlich, ein durchtrainierter Karatekämpfer, der nur sehr schwer zu besiegen war, denn er war nicht nur ungemein schnell, er hatte auch ein sicheres Auge und wußte wie der Blitz zu reagieren.

»Das wäre eine Möglichkeit«, sagte Hale. »Aber dann wären Sie allein in der Burg. Ich hätte es nicht einmal vor zwanzig Jahren geschafft, an so einer Mauer hinaufzuklettern. Sie sind für mich ein Phänomen, Chao Kai. Sie kämen sogar an einer hundert Meter hohen Glaswand hoch. Wie machen Sie das?«

Der Asiate lächelte. »Vielleicht war einer meiner Vorfahren eine Spinne.«

»Und ein anderer ein Panther«, sagte Bernard Hale. »Und dann besitzen Sie noch das Auge eines Falken und die Gefährlichkeit einer Klapperschlange…«

Chao Kai grinste. »Aus meiner Ahnengalerie ließe sich ein ganzer Tiergarten zusammenstellen.«

Hale starrte das gewaltige Tor an. Es bestand aus dicken Holzbohlen und war mit schwerem Eisen beschlagen. Über dem Tor, fast zugewachsen vom Efeu, war ein Wappen zu erkennen. Das Wappen der Carratlos: Zwei Totenschädel, gekreuzte Menschenknochen und eine Fledermaus, die ihre Flügel weit ausspannte.

»Wenn ich nur wüßte, wieviel Zeit wir haben«, sagte der Parapsychologe. »Wenn die Carratlos noch nicht zurückgekehrt sind, könnten wir auf Tony Ballards Eintreffen warten. Vielleicht bringt er auch Mr. Silver mit. In dieser starken Besetzung hätten wir von den Vampiren nicht allzuviel zu befürchten. Aber wenn die verfluchten Blutsauger schon da sind, sollten wir keine Minute zögern, sie aufzuspüren und zu vernichten - solange es noch Tag ist.«

»Weil sie schlafen.«

»Sehr richtig. Weil wir sie im Schlaf überraschen könnten.«

Chao Kai lächelte. »Ich habe nichts gegen eine Unterstützung von Tony Ballard und Mr. Silver. Aber ich glaube, wir können mit den Vampiren allein fertigwerden.«

»Hüten Sie sich vor einem falschen Ehrgeiz, Chao Kai«, warnte der PSI-Professor seinen Schüler. »Er könnte Ihnen leicht zum Verhängnis werden.«

»Wollen wir noch lange hier herumstehen oder handeln, Professor?«

Hale drehte sich um und blickte auf Laxford hinunter. Er sah die Tankstelle und das Haus der Dillaways, und er wünschte sich, dort unten Tony Ballards schwarzen Rover stehen zu sehen, aber es befand sich überhaupt kein Wagen dort.

»Na schön, Chao Kai«, sagte er ernst. »Zeigen Sie mal, wie gut Sie als Fassadenkletterer sind. Aber seien Sie vorsichtig.«

»Keine Sorge, ich stürze nicht ab.«

»Daran dachte ich nicht.«

»Sondern?«

»Wenn Sie in der Burg sind, müssen Sie sich vorsehen. Kein Geräusch, wenn es sich vermeiden läßt.«

»Ich werde so lautlos sein wie mein Schatten.«

»Es wäre nicht ratsam, die Vampire - vorausgesetzt, sie sind bereits da - zu wecken.«

»Was können sie mir anhaben, solange es hell ist?« fragte der Chinese.

»Draußen nichts. Aber drinnen ist es bestimmt so finster wie in einer Gruft. Ich bin sicher, daß sämtliche Fenster verhängt sind. Dadurch herrscht ewige Nacht in Blood Castle. Das bedeutet, daß sich die Schattenwesen dort drinnen gefahrlos bewegen können. Sie spüren, wenn es draußen dunkel wird. Erst dann verlassen sie ihre Festung.«

»Wir werden es verhindern«, sagte Chao Kai und wandte sich der Mauer zu.

»Gehen Sie auf keinen Fall ein Risiko ein«, riet ihm der Professor. »Kehren Sie lieber um, wenn Sie erkennen, daß die Situation für Sie brenzlig wird.«

Er sagte das wohl nur, um sein Gewissen zu beruhigen. Er hätte wissen müssen, daß der Chinese so gut wie nie einen Rückzieher machte.

»Ich werde eine Möglichkeit finden, Sie in die Burg zu holen, Professor«, sagte der Asiate und schob die rechte Schuhspitze in eine tiefe Mauerritze.

Der Aufstieg begann…

***

Ez Carratlos Bluthunger wurde allmählich unerträglich. Die Fledermaus wälzte sich unruhig im Schuhkarton hin und her. Ab und zu schlug sie mit den Flügeln gegen den durchlöcherten Deckel, als wollte sie ausbrechen.

Jetzt hüpfte der Deckel wieder hoch und rutschte ein Stück zur Seite.

Ez richtete sich schnuppernd auf. Er roch die Freiheit, fühlte die Nähe von Menschen und spürte auch, daß der Tag allmählich zur Neige ging. Der Tag, der ihm zum Verhängnis geworden wäre, wenn Jimmy Dillaway ihn nicht gerettet hätte.

Aber Dankbarkeit ist einem Vampir fremd…

Ez schob seine häßliche flache Schnauze über den Schachtelrand. Die Entkräftung durch den langen Flug war inzwischen überwunden, und Ez konnte auch den linken Flügel wieder richtig gebrauchen. Er fühlte sich nicht mehr schwach.

Er war stark genug, um einen Menschen zu töten!

***

Chao Kai erreichte eine tiefe Fensteröffnung. Sie war vergittert, aber das Mauerwerk war im Laufe der Zeit so brüchig geworden, daß es möglich sein mußte, eine der dicken Eisenstangen zu entfernen.

Der Chinese sorgte zunächst für einen optimalen Halt seiner Schuhspitzen. Dann griff er mit beiden Händen nach dem Gitterstab und bewegte ihn langsam hin und her.

Ein leises Knirschen war zu hören. Der Stab ließ sich drehen. Ein Beweis dafür, daß er ziemlich locker im Mauerwerk saß.

Chao Kai beobachtete genau, welche Mörtelteile sich bewegten. Diese kitzelte er mit seinem Messer heraus, und jedesmal, wenn er ein Stück davon entfernt hatte, wackelte der Gitterstab mehr.

Ein Erfolg zeichnete sich ab.

Chao Kai hielt kurz inne und blickte in Richtung Sonne, die sich allmählich verabschiedete.

Bald würde die Zeit der Vampire anbrechen…

Unermüdlich bewegte Chao Kai den Eisenstab hin und her. Ein letztes Knirschen. Sand rieselte, und dann ließ sich das Eisen aus dem kleinen Krater heben, der sich gebildet hatte.

Chao Kai benützte die massive Stange gleich als Einbruchswerkzeug. Leider bekam er das Fenster nicht so lautlos auf, wie er es sich gewünscht hatte. Ein helles Knarren geisterte durch Blood Castle.

Hatte der Chinese die Vampire damit geweckt? Waren sie gewarnt?

Umkehren kam für ihn nicht in Frage. Er schob den staubigen Fetzen beiseite, der die Fensteröffnung abdeckte, und zwängte sich zwischen den Gitterstäben durch. Die Eisenstange nahm er mit.

Eine unheimliche Stille herrschte in der Burg. Das alte Gebäude wirkte wie ausgestorben, aber das konnte eine Täuschung sein. Es war möglich, daß sich die Besitzer von Blood Castle bereits irgendwo auf die Lauer gelegt hatten.

Chao Kai bewegte sich wie ein Schlangenmensch. Mit den Hüften steckte er noch zwischen den Stäben, während sein Oberkörper bereits weit hinunterhing.

Wenn ihn die Vampire jetzt angegriffen hätten, hätten sie leichtes Spiel mit ihm gehabt, denn seine Bewegungsfreiheit war stark beeinträchtigt.
Aber zum Glück ließen sich die Blutsauger nicht blicken.
Chao Kai streckte die Arme aus. Bald berührten seine Hände die, graue Steintreppe, seine Beine glitten zum Fenster herein, und einen Moment später richtete er sich auf.
Kälte hockte in sämtlichen Mauerritzen, und der Chinese spürte eine gefährliche Feindseligkeit, die von Blood Castle ausging. Der Bau war ein Höllenwerk, das merkte Chao Kai hier drinnen ganz deutlich.
Die kantige Steintreppe schraubte sich nach unten. In jeder Nische, hinter jedem Mauervorsprung konnte eine tödliche Gefahr lauern.
Der Asiate versuchte sich darauf einzustellen. Sollte er angegriffen werden, mußte er noch schneller als sonst reagieren, denn diese blutgierigen Bestien waren tückisch und hinterlistig. Sie würden versuchen, hinterrücks über ihn herzufallen, und sollte es ihnen gelingen, ihn zu verletzen, würde sein Leben nur noch an einem seidenen Faden hängen.
Denn wenn Vampire Blut sehen, werden sie wild und unberechenbar.
Die Treppe führte in eine düstere Halle. Auf alten Möbeln lag fingerdick der Staub. Truhen und Kerzenständer hatten Patina angesetzt. Überall hingen Spinnweben, und nirgendwo fand das langsam ersterbende Tageslicht Einlaß.
Chao Kai hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Starrten ihn die gierigen Blutsauger aus finsteren Verstecken an? Es konnte sich auch um eine Einbildung handeln. Hier drinnen mußte einem zwangsläufig so ein Verdacht kommen.
Chao Kai sagte sich, daß er sehr gut daran tat, dem düsteren Frieden nicht zu trauen. Er schlich vorsichtig durch die Halle. Auf den Gummisohlen konnte er sich lautlos vorwärtsbewegen, als würden seine Füße den Boden nicht berühren.
Aus der Finsternis eines Ganges drang plötzlich ein Geräusch an sein Ohr. Ganz kurz nur war es zu vernehmen. Dann herrschte gleich wieder Stille.
Hatte ein Tier erschrocken Reißaus genommen?
Dem mutigen Chinesen rieselte ein kalter Schauer über den Rücken. Er war einiges an Unheimlichkeiten gewöhnt, aber hier ging's bis fast an die Grenze des Erträglichen.
In einem Gebäude wie diesem konnten sich nur schwarze Wesen wohl fühlen. Obwohl Chao Kai noch keinen Blutsauger zu Gesicht bekommen hatte, war er davon überzeugt, daß sie nicht erst eintreffen würden.
Sie waren bereits hier!
Und sie versteckten sich gut, schliefen nicht mehr, sondern waren

gefährlich wach.

Der Chinese ging weiter, aber er warf immer wieder einen Blick über die Schulter zurück. Seine Nervenstränge spannten sich, und sein Atem ging etwas schneller.

Allein wollte er gegen die Vampire nichts unternehmen, und er hatte auch nicht die Absicht, ihnen eine Angriffsmöglichkeit zu bieten.

Noch war es draußen Tag, und Chao Kai wußte, daß die Vampire in dieser Zeit nicht so stark waren wie in der Nacht. Aber sie waren zu zweit, und wenn erst mal die Dämmerung einsetzte, würde es kein Halten mehr für sie geben.

Chao Kai fragte sich auch, in welcher Gestalt ihn die Vampire attackieren würden. Als »Menschen«? Oder als Fledermäuse?

Segelte nicht in diesem Moment etwas über ihn hinweg? Instinktiv duckte sich der Asiate. Er richtete seinen Blick gespannt nach oben, doch er sah nur dämmriges Grau, keine Gestalt, keinen Feind.

Aber er fühlte die unheimliche Präsenz seiner Gegner, und er sagte sich, daß er sich beeilen mußte, denn jede Minute brachte den Vampiren mehr Kraft.

Der Chinese versuchte seine Augen überall zu haben. Er bewegte sich nicht zu schnell, denn er wollte nichts übersehen und den Blutsaugern womöglich ins offene Messer laufen.

Sie bewegten sich hinter ihm. Er kreiselte herum und vermeinte, in der Dunkelheit eine schlanke Gestalt stehen zu sehen. Doch bereits im nächsten Moment zerfloß die Gestalt, und nichts blieb von ihr übrig.

Der Asiate erreichte eine Tür. Sie war abgeschlossen, aber der Schlüssel steckte. Welch ein Service. Hastig schloß der Chinese auf und verließ die Halle.

Vor ihm lag ein schummriger Gang, an dessen Ende sich abermals eine Tür befand, und als er diese hinter sich ließ, bekam er gerade noch mit, wie die Sonne unterging.

Eine große Gefahr war für die Vampire gebannt. Eine lange schwarze Nacht begann und würde ihre grausamen Taten begünstigen.

***

Den ganzen Tag zerbrach sich Jimmy Dillaway den Kopf darüber, was er Gnubbel zu fressen geben sollte. Milch wollte die Fledermaus nicht, und Brot bestimmt auch nicht.

Er hatte sich sogar die Mühe gemacht, im Lexikon nachzuschlagen.

Fledermäuse (Flattertiere, Chiroptera), umfangreiche Ordnung der Säugetiere; fliegende, meist insekten- oder fruchtfressende Dämmerungs- und Nachttiere; orientieren sich durch Ultraschall. Blutsauger, die durch ihren Biß Krankheiten übertragen können…

Das hatte Jimmy gelesen, doch er konnte sich nicht vorstellen, daß Gnubbel von einer Fliege satt wurde. Er dachte an die spitzen,

scharfen Zähne des Tiers und sagte sich, daß vielleicht rohes, blutiges Fleisch das Richtige für die grüne Fledermaus sein könnte.

Es war nur nicht so einfach, an das Fleisch heranzukommen, denn fast den ganzen Tag über hielt sich irgend jemand in der Küche auf. Mal war es Ray, der sich ein Brot mit Wurst belegte, dann holte sich Dad einen Happen, dann kochte Ma, dann spülte Celia das Geschirr…

Jetzt kam Jimmy endlich dazu, ein bißchen Fleisch für seinen Freund zu stehlen. Endlich befand sich niemand in der Küche. Draußen dämmerte es allmählich; doch Jimmy verzichtete darauf, Licht zu machen. Niemand sollte ihn erwischen. Er hätte Fragen beantworten müssen, und das ersparte er sich lieber.

Er nahm ein scharfes Fleischmesser vom Haken und öffnete den Kühlschrank. In einer Plastikschüssel lag ein großes Stück zartes, rosiges Kalbfleisch.

Der Junge holte es rasch heraus und schnitt eine kleine Portion für Gnubbel ab. Niemandem würde es auffallen. Niemand würde deswegen hungrig vom Tisch aufstehen.

Gnubbel brauchte auch Nahrung. Das Tier mußte ja schon beinahe am Verhungern sein.

Jimmy stellte die Plastikschüssel mit dem Fleisch wieder in den Eisschrank. Er säuberte das Fleischmesser gründlich und hängte es wieder an den Haken.

»So, Gnubbel, jetzt gibt's Freßchen«, sagte Jimmy und trat aus der Küche.

***

Blood Castle… Der Name ging mir nicht mehr aus dem Kopf, seit ich ihn gehört hatte. Ich fühlte mich wieder gut. Der Unfall steckte mir nicht mehr in den Gliedern, und ich war sicher, daß ich nicht noch einmal so sehr die Beherrschung verlieren würde.

Mir tat nicht leid, was ich getan hatte, und das befremdete mich, aber ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Blood Castle beschäftigte mich mehr.

Helen Dillaway servierte uns die köstlichen Omeletts und einen Berg Weißbrot dazu.

Wir ließen es uns gut schmecken. Die kleine Differenz im Wagen trug mir Mr. Silver nicht nach. Auch ich hatte sie schon vergessen; wir vertrugen uns wieder.

Nach dem Essen bat ich Mrs. Dillaway, uns ein wenig über Blood Castle zu erzählen.

»Wieso hat es einen so blutigen Namen?« wollte ich wissen.

Die Frau setzte sich zu uns an den Tisch und wischte ein paar Brotkrümel vom Tischtuch.

»Man erzählt sich keine sehr schönen Geschichten über die Burg.

Unheimliche Sagen und Legenden ranken sich um dieses alte Bauwerk. Es heißt, der Teufel selbst soll es geschaffen haben.«

»Um darin zu wohnen?« fragte ich.

Helen Dillaway schüttelte den Kopf. »Nein, nach seiner Fertigstellung sollen es finstere, grausame Schattenwesen übernommen haben. Dämonen, die tagsüber schliefen und nachts Jagd auf Menschen machten und ihnen das Blut aussaugten.«

»Blood Castle ist eine Vampirburg?« fragte ich überrascht. In diesem Fall hätte kein besserer Name dafür gepaßt.

Mrs. Dillaway nickte ernst. Sie schien die schrecklichen Geschichten zu glauben, und auch wir waren keine Zweifler. Zuviel hatten wir schon erlebt. Außerdem war der Ex-Dämon ja auf der anderen Seite aufgewachsen. Nichts Höllisches war ihm fremd, und ich hatte diesbezüglich auch schon reichlich Erfahrungen gesammelt.

Bisher hatten wir nicht gewußt, warum uns Bernard Hale als Unterstützung haben wollte. Jetzt war dies kein Geheimnis mehr. Der Parapsychologe wollte sich mit Vampiren anlegen.

Er hätte seine Ungeduld besser bezähmen und auf unser Eintreffen warten sollen. Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich mir vorstellte, wie Hale und Chao Kai dort oben in eine raffinierte Vampirfalle tappten.

»All dies ist vor sehr langer Zeit geschehen«, sagte Helen Dillaway. »Die meisten Menschen tun es als reine Erfindung ab.«

»Aber für Sie sind die Geschichten wahr«, sagte ich.

»Ja, Mr. Ballard. Ich glaube daran, daß die Geschichte dieser Burg mit dem Blut vieler unglücklicher Menschen geschrieben wurde.«

»Wer wohnte dort oben?« wollte Mr. Silver wissen.

»Yul Carrado mit seiner Frau Zia. Bleich wie der Tod sollen sie ausgesehen haben, und niemals sah man sie bei Tageslicht. Erst nach Anbruch der Dunkelheit bekam man sie zu Gesicht, aber das überlebten viele nicht. Heute sind es gottlob nur noch grausige Geschichten, aber einmal war das alles wahr. Obwohl die Burg seit Menschengedenken leersteht, würden mich da keine zehn Pferde hinaufbringen.«

»Ist es möglich, sie zu besichtigen?« erkundigte ich mich.

»Nur von außen«, sagte Helen Dillaway. »Hinein kann man nicht.«

Die Blutburg war also leer.

Mrs. Dillaway erzählte uns, man hätte das Vampirpaar vor langer Zeit vertrieben. Das bedeutete, daß Bernard Hale mit einer Rückkehr von Zia und Yul Carrado rechnete.

Er hatte sich bei den Dillaways einquartiert und dann Blood Castle aufgesucht. Hoffentlich nur, um die Burg mal aus der Nähe in Augenschein zu nehmen.

Oder beabsichtigte er, dort oben auf die Rückkehr der Vampire zu

warten?

»Hat Professor Hale eine Nachricht für uns hinterlassen?« fragte ich.

»Nein, Mr. Ballard.«

»Wann wollte er wieder zurück sein?«

»Er hat es nicht gesagt«, antwortete Helen Dillaway.

Ich schaute Mr. Silver an. »Was erwartet er? Daß wir hinterherkommen?«

Mr. Silver zuckte überfragt mit den Schultern. Er war leider nicht allwissend.

***

Als Jimmy aus der Küche trat, stand seine Schwester Celia in der Diele vor dem Spiegel und »baute« an ihrer Frisur.

»Hast du ein Rendezvous?« fragte Jimmy und schob das rohe Kalbfleisch in die Hosentasche.

»Ich wüßte nicht, was dich das angeht«, antwortete Celia spitz.

»Klar hast du eins. Sonst würdest du nicht dieses scheußliche Kleid tragen.«

Celia fuhr herum. »Das ist nicht scheußlich, das ist modern.«

»Es paßt dir überhaupt nicht.«

»Davon verstehst du nichts. Laß mich in Ruhe.«

»Mit wem gehst du aus?«

»Das hat dich nicht zu kümmern.«

Ein Wagen fuhr draußen vor, und der Fahrer tippte kurz auf die Hupe.

»Bryan Jackson«, stellte Jimmy fest. Er kannte den Klang der Hupe. Mit gerümpfter Nase sagte er: »Ich möchte wissen, was dem an dir gefällt. Hat er dich schon mal in diesem Kleid gesehen?«

»Klar.«

»Und er hat nicht sofort die Flucht ergriffen?«

»Du wirst gleich ein Veilchen und keine Zähne mehr haben, wenn du nicht augenblicklich damit aufhörst…« Celia schleuderte die Haarbürste, und sie bedauerte, daß das Geschoß danebenging. Bryan Jackson hupte wieder.

»Ja, ja, ich komm' ja schon«, sagte Celia und griff nach ihrer Handtasche. »Aber mit dir bin ich noch nicht fertig, du kleines Scheusal«, fauchte sie Jimmy an. »Wir reden weiter, wenn ich nach Hause komme.«

»Da werde ich schon schlafen.«

»Ich werde in dein Zimmer kommen und dich wecken. Vielleicht werfe ich ein Laken über und erschrecke dich als Geist zu Tode.«

»Wenn du mich wirklich erschrecken willst, brauchst du nur in diesem Kleid in mein Zimmer zu kommen«, sagte Jimmy grinsend. »Dann sause ich vor Entsetzen die Wand hoch.«

»Ich kenne niemanden, der so einen rotzfrechen Bruder hat«, sagte Celia bissig und verließ das Haus, bevor Bryan Jackson noch einmal hupte.

Jimmy grinste immer noch. Er liebte es, seine Schwester aufzuziehen. Sie war ein sehr dankbares Objekt. Es gelang ihm immer wieder, sie zu ärgern. Das machte ihm großen Spaß.

Doch nun zu Gnubbel, sagte er sich und eilte zur Kellertür. Bevor er sie öffnete, vergewisserte er sich, daß ihn niemand dabei beobachtete.

Vorsichtig stieg er dann die Stufen hinunter. »Gnubbel! Hallo, Gnubbel! Ich bin es - Jimmy, dein Freund.«

Er hoffte, daß die Fledermaus reagierte, doch es blieb still im Keller. Jimmy wurde sofort unruhig. War jemand ohne sein Wissen im Keller gewesen? Hatte eines der Familienmitglieder Gnubbel entdeckt und fortgeschafft? Oder schlief die Fledermaus nur?

»Gnubbel?« fragte der Junge in die Dunkelheit. »Ich habe dir etwas Leckeres mitgebracht. Rohes Fleisch, noch ein bißchen blutig. Es wird dir bestimmt schmecken.«

Jimmy kniete sich neben dem Allesbrenner nieder. Er griff nach dem Schuhkarton und zog ihn hervor. Der Deckel befand sich nicht mehr darauf. Das steigerte Jimmys Sorge um seinen Freund.

Er hob die offene Schachtel hoch und tappte vorsichtig mit den Fingern hinein. Er spürte nichts, nur das alte T-Shirt.

Wo war Gnubbel?

Die Augen des Jungen füllten sich mit Zornestränen. Gnubbel war nicht mehr da!

Ray hatte ihn bestimmt mit der Kohlenschaufel erschlagen und in die Mülltonne geworfen.

Jimmy ballte die Hände zu Fäusten. »Na warte!« stieß er mit tränenerstickter Stimme hervor. »Na warte!«

***

Der klobige Riegel ließ sich nicht zur Seite drücken.

Chao Kai hatte eine unscheinbare Tür entdeckt, durch die Professor Hale in die Burg gelangen konnte. Das Problem war nur, daß er den Riegel nicht aufbrachte. Zu sehr hatte sich der Rost schon daran festgefressen, aber der Chinese wußte sich zu helfen.

Während die Dämmerung rasch fortschritt, setzte Chao Kai den dicken Gitterstab als Hebel an. Er mußte sich beeilen, denn bald würden die Vampire gefahrlos aus ihrer Behausung kommen können.

Atemlos drückte der Chinese gegen den Hebel. Seine ganze Kraft bot er auf. Als er damit jedoch nichts erreichte, schlug er mit der Stange gegen das Riegelende.

Überall in der Burg waren diese Schläge zu hören, und die Blutsauger reagierten bestimmt darauf.

Der Asiate schaute sich um. Die Schatten waren lang geworden. In ihrem Schutz konnten sich die Vampire schon bewegen. Die Schläge mußten sie anlocken.

Aber das war dem Chinesen jetzt egal. Er mußte diese verdammte Tür aufkriegen, sonst hatte er in Kürze zwei Vampire am Hals, und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Schritte! Draußen…

Dann die Stimme des Professors: »Chao Kai, sind Sie das?«

»Ja, Professor.«

»Liebe Güte, was machen Sie denn für einen Lärm? Damit wecken Sie Tote auf. Ich sagte Ihnen doch…«

»Tut mir leid, Professor!« keuchte der Chinese. »Aber anders kriege ich die Tür nicht auf.«

»Sehen Sie sich vor, Chao Kai. Es würde mich nicht wundern, wenn die Vampire bereits Ihre Witterung aufgenommen hätten.«

»Deshalb liegt mir ja soviel daran, daß Sie hereinkommen.«

»Haben Sie sie etwa schon gesehen?«

»Nein, Sir. Aber sie sind da. Sie sind ganz bestimmt da.«

Wieder hämmerte Chao Kai auf den Riegel ein, und durch die dunkler werdenden Schatten bewegten sich Gestalten, die kaum zu erkennen waren.

Die Vampire kamen!

***

Jimmy stürmte die Kellertreppe hinauf. Er war schrecklich wütend. Ray hatte Gnubbel etwas angetan. Es konnte nur Ray gewesen sein.

Er hatte für Tiere nichts übrig. Sie waren für ihn mindere Kreaturen, um die man sich nicht kümmern sollte, denn das waren sie seiner Ansicht nach nicht wert.

Jimmy schoß förmlich aus dem Keller und die Treppe zum Obergeschoß hoch. Atemlos erreichte er die Tür, die in Rays Zimmer führte.

Er trommelte mit den Fäusten dagegen. »Ray!« schrie er zornig, und er wartete nicht, bis der Bruder ihn einließ, sondern öffnete selbst die Tür.

Keuchend betrat er den Raum. »Ray, was hast du getan?«

Jetzt erst bemerkte Jimmy, daß Ray nicht in seinem Zimmer war. Er nahm an, daß sein Bruder noch in der Werkstatt zu tun hatte, machte auf den Hacken kehrt und lief aus dem Zimmer.

Er fand Ray mit Vater in der Werkstatt. Die beiden arbeiteten an einem schwarzen Rover. Angus Dillaway, untersetzt und bullig, wies auf das Fahrzeug.

»Wir waschen ihn auch noch«, sagte er. »Kostenlos. So etwas macht sich immer gut.«

»Okay, Dad«, sagte Ray.
Jimmy bebte vor Wut. Es fiel ihm schwer, sie zu unterdrücken. Er hätte am liebsten nach einem Hammer gegriffen und damit auf Ray eingeschlagen.
Angus Dillaway wischte sich die Hände an einem Putzlappen ab. Er lächelte Jimmy freundlich an. In zwei Jahren würde der Junge ebenfalls hier arbeiten. Ein schönes, solides Familienunternehmen wollte Angus Dillaway auf die Beine stellen.
»Na, Jimmy«, sagte er. Es freute ihn, daß der Junge Interesse an ihrer Arbeit zeigte. Den wahren Grund für Jimmys Erscheinen konnte er nicht wissen.
»Seid ihr bald fertig, Dad?« fragte Jimmy heiser. Er ließ Ray nicht aus den Augen. Sein Blick durchbohrte den Bruder.
Mörder! dachte er. Gewissenloser, hartherziger Mörder!
»Warum fragst du?« gab Angus Dillaway zurück.
»Ich… ich muß mit Ray reden.«
Ray schaute ihn überrascht an.
Angus Dillaway hob die Schultern. »Na schön, rede.«
Jimmy biß sich auf die Unterlippe. »Allein.«
Sein Vater hob erstaunt eine Augenbraue. »Meine Söhne haben Geheimnisse vor mir? Wo gibt es denn so etwas?« Er sagte es in scherzhaftem Ton, und da am Rover nur noch wenige Handgriffe zu tun waren, ließ er Jimmy und Ray allein.
Sobald Angus Dillaway die Werkstatt verlassen hatte, stürzte sich Jimmy ohne Vorwarnung auf seinen Bruder. Er schlug mit den Fäusten wütend auf ihn ein, doch Ray ließ sich das nicht gefallen.
Er beförderte Jimmy mit einem kräftigen Stoß zwei Schritte zurück. - »He! He! He! Sag mal, hast du den Verstand verloren? Bist du übergeschnappt? Was fällt dir ein?«
Jimmys Augen schwammen in Zornestränen. »Ich hasse dich!« schrie er und baute sich vor Ray auf. »Ich hasse dich!«
»Na schön, du haßt mich. Ich nehm's zur Kenntnis. Verrätst du mir vielleicht auch den Grund?«
»Du bist ein hinterlistiger, scheinheiliger Hund. Wenn ich so alt wäre wie du, würde ich dich so sehr verprügeln, daß sie dich in ein Krankenhaus einliefern müßten!«
Ray stieß Jimmy gegen einen Blechspind und hielt ihn fest.
»Wenn du mir nicht augenblicklich sagst, was los ist, bist du es, der ins Krankenhaus eingeliefert wird!«
»Warum hast du es getan?«
»Was getan? Verdammt noch mal, was soll ich denn getan haben?«
»Gnubbel ist weg!«
»Oh!« Ray fing an zu lachen. »Das tut mir aber leid. Die widerliche häßliche Fledermaus hat sich aus dem Staub gemacht?«

»Du hast sie umgebracht!«
»Blödsinn.«
»Du wolltest Gnubbel mit der Kohlenschaufel erschlagen. Das kannst du nicht leugnen.«
»Okay, das wollte ich tun, aber ich hab's dann sein lassen.«
»Bist du zu feige, es zuzugeben?«
»Verdammt, jetzt hör mir mal zu, du Idiot. Ich habe deinem widerlichen Freund nichts getan. Mich ekelt vor diesem grünen Ungeheuer, aber ich bin nicht noch einmal heimlich in den Keller gegangen, um ihm mit der Schaufel eins überzubraten. Dazu ist mir das Vieh viel zu unwichtig. Wenn ich behaupte, daß ich nicht im Keller war, hast du mir das gefälligst zu glauben, verstanden? Ich hab's nicht nötig, dich zu belügen. Und jetzt verschwinde, du Halbirrer. Und greif mich nicht noch mal an, sonst kannst du was erleben!«
Ray ließ seinen Bruder los. Jimmy rührte sich nicht. Sagte Ray wirklich die Wahrheit?
»Aber wo ist Gnubbel?« preßte er heiser hervor.
»Was weiß denn ich?« sagte Ray verdrossen. »Wahrscheinlich hat es ihm in unserem Keller nicht gefallen, und er ist abgehauen. Du wolltest ihn ja ohnedies bald freilassen. Ich kann dir sagen, mit deiner übertriebenen Tierliebe kannst du einem ganz schön den Nerv töten.«
»Du hast Gnubbel wirklich nichts getan? Wärst du bereit, das zu beschwören?«
»Also nun mach aber mal 'nen Punkt, ja? Sieh zu, daß du rauskommst. Ich habe noch zu tun. Ich möchte deinetwegen nicht die halbe Nacht in der Werkstatt verbringen, hab' was Besseres vor.« Ray grinste.
Arlie Preston, dachte Jimmy und verließ ratlos die Werkstatt.
Ray blieb noch eine halbe Stunde. Als er ging, funkelte Tony Ballards Rover, als käme er direkt aus dem Schaufenster eines Autosalons.
Er hatte tatsächlich vor, Arlie Preston zu sehen. Das bedeutete, daß er ziemlich viel Zeit im Badezimmer verbringen würde, denn so dreckig, wie er jetzt war, wollte er Arlie nicht gegenübertreten.
Er begab sich in sein Zimmer, holte den Bademantel aus dem Schrank und ging ins Bad. Als er sich entkleidete, vernahm er hinter sich plötzlich ein aggressives Krächzen.
Ray warf einen Blick in den Spiegel, sah die Fledermaus aber nicht. Erst als er sich umdrehte, bemerkte er sie. Sie saß auf dem elektrischen Heizungsstrahler über der Tür und starrte ihn mit ihren roten Augen angriffslustig an!

***

Mein Blick wanderte zum Fenster. Ich war unangenehm berührt,

denn ich sah, daß der Tag sich verabschiedet hatte. Dieser Bernard Hale war ein netter Mensch, aber manchmal auch ein furchtbarer Spinner.

Da holte er uns von Amerika zurück, wartete unser Eintreffen in London aber nicht ab, sondern fuhr nach Laxford. Und wiederum wartete er nicht, bis wir da ankamen, sondern suchte allein - beziehungsweise mit Chao Kai - Blood Castle auf.

Wozu hatte er uns durch Vicky Bonney um Hilfe gebeten, wenn er sie dann nicht in Anspruch nahm?

Ich hoffte für ihn und seinen Schüler, daß sie nur mal die Lage sondierten und dann ins Dorf zurückkehrten, damit wir die Sache gemeinsam anpacken konnten, aber irgend etwas sagte mir, daß Hale gleich weitermachen würde, wenn er schon mal an Ort und Stelle war.

Er brauchte nur eine Möglichkeit zu entdecken, die Burg zu betreten, dann würde er das auch tun. Und wir saßen tatenlos in Laxford.

Mr. Silver nickte. »Ich bin ganz deiner Meinung, Tony.«

»Ich habe kein Wort gesagt.«

Der Ex-Dämon grinste. Er hatte sich mal wieder in meine Gedanken eingeschaltet, ohne daß ich es merkte.

»Wie muß ich es anstellen, damit ich meine Gedanken für mich behalten kann?« fragte ich.

Der Hüne hob die Schultern. »Freunde sollten sowieso keine Geheimnisse voreinander haben.«

»Ich weiß ja auch nicht, was du denkst.«

»Ich gebe zu, ich bin dir gegenüber leicht im Vorteil, aber ich verspreche dir, das nie auszunützen.«

Ich nahm mir ein Lakritzenbonbon. Meine Augenbrauen zogen sich unwillig zusammen. »Wenn Bernard Hale und Chao Kai sich nicht bald hier blicken lassen, machen wir uns auf den Weg. Kann sein, daß sie auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen sind.«

»Scheint so, als hätte die beiden auf einmal der Ehrgeiz gepackt«, brummte Mr. Silver.

»Oder sie haben Probleme mit Zia und Yul Carrado«, sagte ich, und meine Stimme kratzte leicht.

***

Chao Kai sah die Vampire nicht, aber er konnte sie deutlich hören. Tappende Schritte in den Schatten, ein unterdrücktes, gieriges Fauchen… Wieviel Zeit blieb ihm noch, den Riegel zu besiegen?

Er drehte sich nervös um, doch die gefährlichen Ungeheuer zeigten sich nicht.

In fieberhafter Eile machte der Asiate weiter. Der Riegel gab ein klein wenig nach, wackelte zum erstenmal, aber er ließ sich immer noch nicht aus der Verankerung ziehen.

»Kann ich irgendwie mithelfen, Chao Kai?« fragte der Parapsychologe draußen.

»Nein, Professor«, antwortete der Chinese. »Erst wenn der Riegel die Tür nicht mehr festhält, können Sie sich dagegenwerfen.«

»Ich warte auf Ihr Zeichen«, sagte Hale.

Chao Kai vermeinte, einen eiskalten Lufthauch über seinen Nacken streichen zu spüren. Aufgeregt wandte er sich wieder um. Mit Riesenschritten bewegte sich die Dunkelheit auf Blood Castle zu.

Eine Dunkelheit, die die Vampire stärkte…

Abermals drosch Chao Kai mit der Stange zu, und endlich bewegte sich der Riegel deutlich sichtbar gleich mehrere Zentimeter zur Seite.

»Geschafft, Professor!« stieß der Chinese aufgeregt hervor. »Der Riegel ist offen!«

Chao Kais Hände umklammerten einen eisernen Griff.

Er stemmte die Füße atemlos gegen den Boden und zog mit ganzer Kraft.

»Helfen Sie mir, Professor!« keuchte der junge Asiate.

Und Bernard Hale wuchtete sich draußen gegen die Tür, die von Unkraut und Grasnarbe festgehalten wurde. Sein ganzes Körpergewicht setzte Hale ein. Leider war es nicht allzu viel. Wenn der Hüne Mr. Silver jetzt an seiner Stelle gewesen wäre, wäre die Tür im Handumdrehen offen gewesen.

Chao Kai stemmte den linken Fuß gegen die Steinmauer. Hart traten die Sehnen an seinem Hals hervor, und sein Gesicht verzerrte sich unter der enormen Anstrengung.

Er spürte, wie die Tür etwas nachgab, und als sich Bernard Hale wieder dagegenwuchtete, ging sie einige Zentimeter auf.

»Ja!« rief Chao Kai erfreut. »Ja, Professor. Ein paar solche Attacken noch und…«

»… meine Schulter ist kaputt«, vollendete der Parapsychologe den Satz, aber er machte weiter.

Und dann waren die Vampire heran. Urplötzlich schälten sie sich aus den Schatten. Wenn sich Chao Kai noch einmal umgedreht hätte, hätte er sie gesehen, die Frau und den Mann.

Sie waren totenblaß und hatten grausame, blutunterlaufene Augen.

»Fester, Professor!« rief Chao Kai. »Schneller!«

Da traf ein harter Schlag seinen Nacken. Er stöhnte leise auf und sackte bewußtlos zusammen - und die Vampire waren sofort über ihm…

***

»Hier steckst du also«, sagte Ray Dillaway. »Deinetwegen hatte ich Ärger mit Jimmy, du Mistvieh. Er dachte, ich hätte dich erschlagen und aus dem Haus geschafft. Wenn ich dich so ansehe, frage ich mich,

warum ich es eigentlich nicht jetzt tue. Mein Gott, bist du häßlich. Und wieso bist du so giftgrün? Bist du irgendwo in einen Farbtopf gefallen?«

Die Fledermaus öffnete ihr Maul und ließ die scharfen, spitzen Zähne sehen.

Ray beschlich ein unangenehmes Gefühl. Er überlegte kurz, ob er Jimmy rufen sollte, doch dann entschied er sich dagegen - und gleichzeitig auch gegen Gnubbel.

»Du warst mir schon heute morgen ein Dorn im Auge«, sagte Ray. »Trifft sich gut, daß wir hier allein sind. Gnubbelchen, dein letztes Stündchen hat geschlagen!«

Der junge Mann blickte sich um. Womit konnte er dem widerlichen Biest den Garaus machen?

Der Rückenschrubber mit seinem langen Stiel bot sich als handliche Waffe an. Ray griff sofort danach, und er nahm ein Handtuch vom Haken.

Erst mal mußte er das Tier vom Strahler scheuchen, denn solange Gnubbel dort oben saß, konnte er nicht zuschlagen. Ray drehte das Handtuch über seinem Kopf.

Die Fledermaus spannte, zitternd vor Erregung, die Flügel aus, die in einer gebogenen Kralle endeten. Aggressiv fauchend duckte sich der Vampir. Gleich würde er sich abstoßen.

»Komm!« knurrte Ray Dillaway, der nicht ahnte, in welch großer Gefahr er sich befand. »Na komm schon von dort oben herunter, damit ich dir den verfluchten Schädel einschlagen kann.«

Er ging mit kleinen Schritten auf die Fledermaus zu. Wie der Rotor eines Ventilators drehte sich das Handtuch. Es klatschte gegen die Fliesen, traf aber nicht die smaragdgrüne Fledermaus.

Immer wenn der vom Handtuch entfachte Wind das Tier erreichte, zuckte es zusammen, kreischte und biß nach dem Frotteetuchende, ohne es zu erwischen.

»Du bist sehr mutig, Kleiner«, sagte Ray Dillaway grinsend. »Aber das nützt dir gar nichts. Ich kriege dich, und ich mache dich fertig. Verglichen mit dir ist 'ne Vogelspinne ein Kuscheltier.«

Jetzt klatschte das Handtuch neben dem elektrischen Strahler gegen die Wand. Wieder biß der Vampir zornig zu, und diesmal hakten sich die spitzen Zähne in den Stoff.

Es gab einen kurzen Ruck, als Ray das Handtuch weiterdrehte, und die Fledermaus verlor den Halt. Es war soweit. Das Biest kippte nach vorn, ließ das Frotteetuch los und stürzte sich fauchend auf den jungen Mann.

Ray wich zur Seite. Er drehte sich und schlug mit dem Schrubber zu.

Aber er hatte nicht genau gezielt, und so verfehlte der Schlag das fliegende Biest.

»Na warte!« knirschte Ray wütend. »Wenn du denkst, mich zum Narren halten zu können, hast du dich geschnitten!«
Die Fledermaus griff ihn furchtlos an. Sie sauste direkt auf sein Gesicht zu. Ihm stockte unwillkürlich der Atem. Das Vieh schien zu wachsen.
Er sah auf einmal nur noch grün, und dann spürte er einen glühenden Schmerz.
Er stöhnte auf und spürte etwas Warmes über sein Gesicht rinnen. Das mußte Blut sein! Verstört blickte Ray in den Spiegel, und sein Herz krampfte sich zusammen.
So viel Blut… Entsetzlich. Und der Schmerz machte Ray rasend.
Er hörte die Fledermaus flattern, aber er sah sie nicht im Spiegel. Das hätte ihm zu denken geben müssen, doch der Anblick seines Blutes machte ihn blind vor Wut.
Er hätte fliehen sollen, doch daran dachte er nicht. Er war nur von einem Wunsch beseelt: die Fledermaus zu erschlagen.
Der Anblick des Blutes regte nicht nur Ray Dillaway auf, sondern fast noch mehr Ez Carrado. Die Fledermaus stieß einen triumphierenden Schrei aus.
Das erste eigene Opfer! Ez Carrado würde zum vollwertigen Vampir werden, wenn er diesen jungen Mann getötet hatte… die Blutwandlung, die sich in dieser Schreckensnacht vollziehen würde.
Ez griff sein Opfer beim zweitenmal ungestümer an. Die Gier nach Ray Dillaways Blut machte ihn wild. Es sollte ihn stärken, und wenn er es getrunken hatte, würde er dieses Haus verlassen und seinen Eltern auf die Burg folgen. Vor ihren Augen würde sich dann die Blutwandlung vollziehen. Endlich würde auch er die Fähigkeit besitzen, menschliche Gestalt anzunehmen.
Ray Dillaway schlug blindwütig auf das flatternde Biest ein, doch Ez Carrado gelang es spielend, dem immer wieder niedersausenden Schrubber zu entgehen.
Abermals verletzte der Vampir sein Opfer. Ray stieß einen heiseren Schrei aus. Er schleuderte das Handtuch. Es fiel über die Fledermaus und riß sie zu Boden.
Jetzt glaubte Ray, gewonnen zu haben. Das Tier zuckte und zappelte unter dem Handtuch. Ray hieb darauf ein.
»Da! Da! Da!« stieß er hervor, und immer wieder sauste der Rückenschrubber herab, bis sich unter dem Handtuch nichts mehr regte.
Schwer keuchend hielt Ray inne. Seine Verletzungen schmerzten ihn im Augenblick nicht. Die Freude und Genugtuung über den Sieg war größer.
»Jetzt hast du's, du Mistvieh!« sagte Ray triumphierend.
Er nahm das Handtuch noch nicht fort, ließ den Schrubber fallen und

wandte sich dem Spiegel zu.
Er dachte an Arlie Preston. Mit diesen Verletzungen konnte er nicht zu ihr gehen. Sie wäre vor Schreck in Ohnmacht gefallen.
Er drehte das Wasser auf und wusch sich das Blut ab.
Ray sah nicht, daß sich die Fledermaus unter dem Handtuch wieder bewegte. Vorsichtig kroch sie darunter hervor…
Ray merkte auch nicht, wie der Vampir hochflatterte. Das Rauschen des Wassers war zu laut.
Da war plötzlich etwas an seinem Hals. Er spürte die Berührung und starrte verstört in den Spiegel, doch er entdeckte nichts. Dennoch spürte er einen Biß in die Halsschlagader. Das konnte er sich unmöglich einbilden.
Er griff mit seinen nassen Händen hoch. Er spürte die ledernen Flügel, das weiche Fell, aber er konnte nicht begreifen, wieso er die Fledermaus im Spiegel nicht sah.
Entsetzt wollte er das Biest wegreißen, doch das war so wahnsinnig schmerzhaft, daß er sofort damit aufhören mußte. Röchelnd torkelte Ray Dillaway durch das Badezimmer, während die Bestie immer gieriger trank…

***

»Chao Kai?«
Bernard Hale verharrte einen Moment. Ihm war, als hätte er hinter der Tür ein leises Stöhnen vernommen.
»Ist alles in Ordnung, Chao Kai?«
Der Chinese gab keine Antwort, und das beunruhigte den PSI-Professor sehr. Die Vampire… Sie mußten Chao Kai überrumpelt haben.
Die Sorge um seinen Schüler verlieh dem Parapsychologen zusätzliche Kräfte. Obwohl in seiner Schulter sich bereits ein dumpfer Schmerz ausgebreitet hatte, machte Bernard Hale weiter. Er mußte zu Chao Kai, mußte ihm beistehen. Das Leben des Chinesen war in Gefahr.
Vielleicht tranken die Vampire bereits sein Blut.
Das möge der Himmel verhüten, dachte Bernard Hale bestürzt und rannte wieder gegen die Tür an. Er gewann zwei, drei Zentimeter, doch der Spalt war noch nicht breit genug, um hindurchschlüpfen zu können.
Hale preßte die Kiefer zusammen und setzte zum nächsten Rammstoß an. Wieder zwei, drei Zentimeter. Und dann, beim nächsten Aufprall, schwang die Tür knarrend auf.
Hale kniff argwöhnisch die Augen zusammen. Lauerten die Vampire irgendwo? Sehen konnte er sie nicht - und auch Chao Kai war verschwunden!

»Chao Kai!« rief er. *Chao Kai… Kai… Kai… Kai…*
Durch Blood Castle geisterte ein unheimliches Echo.
Bevor der Parapsychologe die Burg betrat, tastete er nach dem schweren Hammer, der wie ein Revolver in seinem Gürtel steckte. Links trug er den Eichenpflock im Gürtel. Damit wollte er Zia und Yul Carrado den Garaus machen. Aber würde es ihm gelingen?
Zuviel Zeit war vergangen.
Hale hatte diesen Faktor unterschätzt. Wie dünner Sand war die Zeit ihm durch die Finger geronnen, und es war schneller dunkel geworden, als er berechnet hatte.
Sollte dieser Fehler nun Chao Kai zum Verhängnis werden?
Wie werde ich ihn wiedersehen? fragte sich Bernard Hale bange. Tot und blutleer? Wird er ein Leichnam sein, mit dem schwarzen Keim infiziert? In diesem Fall würde auch Chao Kai zum Blutsauger werden.
Professor Hale schüttelte sich. Das darf nicht sein, durchfuhr es ihn. Das muß ich verhindern!
Manchmal verfielen die Opfer von Vampiren in ein wochenlanges Siechtum, ehe sie endlich starben und sich als Untote wieder erhoben. Zumeist waren ihre Freunde und Angehörigen ratlos und wußten nicht, woran sie gestorben waren.
Der Vampir besuchte sein Opfer jede Nacht und trank immer nur wenig Blut.
Er konnte das Sterben aber auch erheblich beschleunigen, indem er das ganze Blut auf einmal trank. Deshalb war es nicht auszuschließen, daß Chao Kai bereits in ganz kurzer Zeit zum Schattenwesen wurde.
Dann wäre er Bernard Hales Feind gewesen, grausam und bluthungrig wie Zia und Yul Carrado. Ein Diener des Bösen, ein Wesen der Finsternis, ein gefährlicher Blutjäger, den mit seinem menschlichen Dasein nichts mehr verband.
Und ich habe ihn ins Verderben geschickt! dachte Bernard Hale nervös.
Er öffnete sein Hemd und legte die Gnostische Gemme frei - ein flacher Stein, der eine Schlange zeigte, die sich in den Schwanz biß.
Mit dieser Waffe würde Hale die Vampire nicht töten, aber schwächen beziehungsweise abwehren können. Und wenn er ihnen einen Teil ihrer gefährlichen Kraft geraubt hatte, sollten sie dem Eichenpflock zum Opfer fallen.
Doch zuerst mußte er sie aufstöbern.
Hale erkannte, daß es falsch gewesen war, nicht auf Tony Ballards Eintreffen zu warten. Er wußte selbst nicht, welcher Teufel ihn geritten hatte. Hatte er sich irgend etwas beweisen wollen?
Jedenfalls war es jetzt zu spät, die Sache rückgängig zu machen. Er konnte nicht umkehren, denn sein Schüler befand sich in der Gewalt der Vampire, und es war undenkbar, Chao Kai seinem Schicksal zu

überlassen.
Seine Nerven spannten sich, als er die Burg betrat. Er war ein äußerst sensibler Mensch, und er glaubte zu spüren, daß er über einen kalten Höllenboden schritt.
Andere Burgen, die so lange leerstanden, verfielen allmählich, wurden zu Ruinen. Blood Castle jedoch war vom Zahn der Zeit verschont geblieben.
Schwarze Magie schützte die Burg. Aus jedem Winkel wehte sie den Parapsychologen wie ein eisiger Todesatem an.
Er blickte sich gespannt um, untersuchte den Boden, doch er fand keine Spuren, denen er hätte folgen können.
In der Dunkelheit ächzte schaurig eine Tür. Der PSI-Professor schlich auf dieses Geräusch zu und gelangte in einen kurzen, schummrigen Gang.
Wieder ächzte die Tür, und im nächsten Moment fiel sie mit einem dumpfen Knall zu.
Bernard Hale wirbelte herum. Eine Falle!

***

Lautlosen Todesschatten gleich waren die Vampire über Chao Kai hergefallen. Blitzschnell hatten sie zugeschlagen. Der Chinese hatte keine Chance gehabt, ihren Angriff abzuwehren.
Und nun trugen sie ihn über eine Treppe, die sich nach unten schraubte, ins düstere Verlies.
Yul Carrado wollte die Rückkehr auf eine besondere Weise feiern, und Chao Kai und Professor Hale kamen ihm dafür gerade recht. So brauchten er und Zia nicht erst Opfer aus Laxford zu holen.
Ein rauschendes Blutfest sollte es werden. Eine Feier, die den Carratlos zur Ehre gereichte.
Das war der Grund, weshalb die Blutsauger den Asiaten nicht sofort töteten. Sie wollten ihn erst einmal an einen sicheren Ort bringen und sich anschließend auch den Professor holen.
Fast lautlos bewegten sich die Vampire, und Zia Carrado war kräftig genug, um die Beine des Chinesen mühelos zu tragen. Eine grausame, gefährliche Schönheit war sie. Trotz ihrer Blässe wirkte sie ungemein anziehend; ihr Gesicht war ebenmäßig und wurde von langen schwarzen Haaren umrahmt.
Yul Carrado überragte sie um einen Kopf. Er war ein furchteinflößendes Wesen, dem man seine Gefährlichkeit ansah. Die Gier nach Blut beherrschte alle Vampire, doch bei ihm war sie besonders ausgeprägt.
Die Vampire legten die letzten Stufen zurück und gelangten in ein finsteres Gewölbe. Sie legten Chao Kai auf den Steinboden, und Yul Carrado entzündete eine Fackel, die von einem in die Wand

eingelassenen Eisenring gehalten wurde.
Weder Yul noch Zia warfen einen Schatten, und sie atmeten auch nicht.
»Binde ihm die Beine zusammen!« sagte Yul Carrado zu seiner Gefährtin.
Zia gehorchte. Noch nie hatte sie sich einem Befehl ihres Blutgemahls widersetzt. Das war auch nicht ratsam, denn in seinem Zorn war Yul schrecklich, sogar ihr gegenüber.
Mit einem widerstandsfähigen Hanfstrick fesselte Zia Carrado die Füße des Opfers.
Yul richtete sich auf. Er streckte sich, griff nach oben, und eine dickgliedrige Kette rasselte. Sie lief über breite Rollen, und an ihrem Ende befand sich ein klobiger Haken.
Sobald Chao Kais Beine gefesselt waren, klemmte Yul den Haken zwischen die Knöchel des Asiaten, und dann zog er an der Kette, die sich klirrend spannte.
Beim nächsten Zug wurden die Beine des Chinesen hochgerissen, und davon wurde Chao Kai wach. Er hörte das Rasseln und spürte, wie er hochgezogen wurde.
Als er den Bodenkontakt verlor, pendelte er mit dem Kopf nach unten hin und her, und Yul Carrado zog weiter, bis die Füße des Chinesen fast die Rollen berührten.
Über eine Eisenschiene schob Yul Carrado sein Opfer etwa vier Meter durch das Gewölbe, und schaudernd stellte Chao Kai fest, daß er nun über einem steinernen Becken hing.
Er konnte sich denken, wozu das gut sein sollte. In diesem Becken sollte sein Blut aufgefangen werden!

***

Bernard Hale entspannte sich. Vermutlich hatte ein Luftzug die Tür zugeworfen. Der Parapsychologe kehrte nicht um, sondern setzte seinen Weg fort.
Jede Minute war kostbar. Hale wagte sich nicht vorzustellen, was die Vampire in diesem Moment mit seinem Lieblingsschüler anstellten.
Chao Kai war ein hervorragender Kämpfer, doch diesmal hatte er wohl keine Gelegenheit gehabt, das zu beweisen.
Der PSI-Professor trat in eine große Halle. Wie tose Tiere hockten die schwarzen Schatten in den Ecken. Sie wollten ihn verschlingen.
Er nahm die Gnostische Gemme ab.
Mehrmals schlang er sich den Lederriemen um die Hand. Seine Finger umschlossen den flachen Stein, und er wünschte sich, endlich einen der Blutsauger zu Gesicht zu kriegen.
Der Parapsychologe stieß gegen einen hölzernen Schemel. Er zuckte sogleich zurück und verhielt sich vollkommen still. Ein ratterndes

Geräusch tönte durch die unheimliche Burg, und Hale rechnete damit, daß nun gleich die Blutsauger erscheinen würden.

Und tatsächlich tauchte Augenblicke später eine Gestalt neben der Treppe auf, die nach oben führte.

Zia Carrado!

Reglos stand sie da. Ihr schlanker Körper war von einem hellen Kleid umflossen. Bodenlang war es, und im tiefen Ausschnitt wölbte sich ein üppiger Busen.

Die Hölle in verführerischer Verpackung! durchzuckte es den Parapsychologen.

Vorsichtig näherte er sich dem schönen Schattenwesen. Er ließ sich von ihrem attraktiven Aussehen nicht täuschen, denn er wußte nur zu gut, was hinter dieser Fassade steckte.

»Ihr seid also wieder da«, sagte Bernard Hale mit belegter Stimme. »Wann seid ihr zurückgekehrt?«

»Gestern, nacht«, antwortete die Vampirin. Sie lächelte so, daß man ihre spitzen Eckzähne nicht sehen konnte.

»Wo habt ihr so lange gelebt?«

»In Transsylvanien. Du bist nach unserer Heimkehr unser Gast. Ich heiße dich willkommen, Fremder.«

Damit er für Zia Carrado kein Fremder blieb, nannte er seinen Namen. »Ich wußte, daß ihr kommen würdet«, sagte er. »Meine Berechnungen haben es ergeben.«

»Du scheinst ein außergewöhnlicher Mann zu sein. Ich habe eine Schwäche für außergewöhnliche Männer«, gurrte Zia.

Hale blieb stehen. »Wo ist Yul Carrado?«

»Nicht hier. Wir sind allein«, sagte Zia verführerisch. »Wir sollten diese Gelegenheit nützen.«

»Du bist eine verdammte Blutsaugerin!« sagte Hale voller Abscheu.

»In deinem Fall könnte ich meinen Hunger bezähmen. Dafür müßtest du aber bereit sein, mir etwas anderes zu geben. Du weißt, was ich meine. Ich bin mit Yul schon zu lange zusammen. Eine Abwechslung würde mir guttun, und ich gebe dir mein Wort, daß du es nicht bereuen würdest.«

»Denkst du wirklich, ich bin so naiv und falle darauf herein?«

Die Vampirin setzte sich langsam in Bewegung. Mit katzenhafter Geschmeidigkeit kam sie näher.

»Du traust mir nicht?«

»Ich bin nicht verrückt. Ich habe nicht das geringste Verlangen danach, so zu werden wie du«, erwiderte Hale.

»Gefalle ich dir nicht? Du kannst alles, was du siehst, haben, Bernard. So ein Angebot solltest du dir nicht entgehen lassen.«

Drei Schritte war sie von dem PSI-Professor nur noch entfernt. Sie blieb stehen und breitete die Arme aus.

»Komm«, flüsterte sie. »Nimm mich.«

Bernard Hale dachte nicht im Traum daran, ihrer Aufforderung nachzukommen. Er war nicht lebensmüde.

»Wo habt ihr ihn hingebracht?« fragte er schneidend.

»Wen?« fragte die Vampirin unschuldig.

»Chao Kai, den Chinesen. Was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Mach dir um ihn keine Sorgen.«

»Lebt er noch?«

»Aber ja.«

»Wo ist er?«

»Denk jetzt nicht an ihn. Denk an dich, an uns, Bernard. Ich bringe dich später zu ihm«, sagte die Vampirin. »Doch zuerst erwarte ich von dir, daß du mir einen Gefallen erweist. Mich hat noch nie ein Mann zurückgewiesen. Auch du wirst das nicht tun. Komm zu mir.«

Der Parapsychologe spürte die hypnotische Kraft, die von Zia Carratlos Augen ausging. Sie wollte ihn zwingen, zu gehorchen. Häufig machen sich Vampire ihre Opfer auf diese Weise gefügig, das wußte Bernard Hale, und er versuchte, gegen die Kraft, die auf ihn übergriff, anzukämpfen.

»Komm her!« sagte Zia Carrado in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

Der Parapsychologe fühlte sich auf eine unbeschreibliche Weise von ihr angezogen.

Sieh ihr nicht in die Augen, sagte ihm eine innere Stimme. Du darfst ihr nicht in die Augen sehen, sonst bist du verloren.

Er wollte den Blick senken, doch das ließ die Untote nicht zu.

»Komm her!« verlangte sie abermals, und er machte den ersten Schritt auf sein Verhängnis zu.

Aber dann besann er sich der Gnostischen Gemme, die er in der Hand hielt. Es fiel ihm sehr schwer, sich darauf zu konzentrieren, und er schaffte es auch nur für ein paar Sekunden.

Doch diese geringe Zeitspanne nützte er.

Er stieß einen Wutschrei aus und warf sich nach vorn. Zia Carrado hatte keinen Angriff erwartet. Der PSI-Professor überraschte sie damit.

Er holte aus und schlug mit der Gemme zu.

Im allerletzten Moment nahm Zia den Kopf zurück und entging so einem Treffer, der sie geschwächt und niedergestreckt hätte. Mit einem zweiten Schlag hätte sie der Parapsychologe bestimmt kampfunfähig gemacht - und dann hätte der Eichenpflock ihr schwarzes Herz durchbohrt.

Aber das war ein Wunschtraum, der sich nicht erfüllte.

Die Vampirin fauchte zornig. Ihre Hände zuckten vor, und sie gab dem Parapsychologen einen kräftigen Stoß. Hale taumelte zwei Schritte zurück - und starke Arme schlossen sich um seinen

Oberkörper.
Das konnte nur Yul Carrado sein!
Aus, vorbei, dachte Bernard Hale, und dann raubte ihm auch schon ein harter Schlag die Besinnung.
Als er zu sich kam, hing er kopfüber über einer steinernen Wanne an einem Eisenhaken, und ein Hanfstrick schnitt schmerzhaft in seine Fußgelenke.
Die weitere Suche nach Chao Kai erübrigte sich. Der Chinese hing neben ihm, und er lebte noch, aber Bernard Hale hatte sich das Wiedersehen anders vorgestellt.
Sie sahen Zia und Yul Carrado. Der große, kräftige Vampir hielt einen blinkenden Dolch in der Hand. Spielerisch ließ er die Klinge immer wieder auf die linke Handfläche klatschen.
Bernard Hale verspürte dort, wo der Vampir den Dolch anzusetzen gedachte, ein unangenehmes Kribbeln: in der Kehle. Wenn Yul Carrado ihn und Chao Kai mit dem Dolch tötete, blieb ihnen nach dem Tod ein Vampirdasein erspart.
Nur mit einem Biß kann das Vampirgift übertragen werden.
Yul Carrado hatte gehört, was Bernard Hale mit Zia gesprochen hatte. Es war vereinbart gewesen, daß Zia den Parapsychologen ablenkte, damit sich Yul von hinten an ihn heranschleichen konnte. Der Trick hatte funktioniert. Hale befand sich in der Gewalt der Blutsauger.
»Deine Berechnungen waren richtig«, sagte Yul Carrado. »Es war bestimmt sehr schwierig, sie zu erstellen. Dein Pech, daß du glaubtest, gegen uns eine Chance zu haben. Wir sind in unsere Burg zurückgekehrt, um fortzusetzen, was wir vor langer Zeit unterbrochen haben. Hast du im Ernst geglaubt, uns davon abhalten zu können? Du wirst sterben, und der Chinese auch. Wir werden euer Blut trinken, aber wir werden euch nicht mit ewigem Leben belohnen, sondern eure Seelen dem Teufel schenken.«
Der Vampir trat einen Schritt vor und hob den Dolch.
Bernard Hale schloß die Augen. Als er den Blutsauger lachen hörte, öffnete er sie wieder.
»Durch diesen Dolch werdet ihr sterben«, sagte Yul Carrado. »Aber die Stunde eures Todes ist noch nicht gekommen. Ez, unser Sohn, soll dabei sein, wenn ihr sterbt.«
Bernard Hale durchzuckte ein eisiger Schreck. »Ez? Es gibt noch einen Vampir? Wo ist er?«
»Der weite Flug, den wir in der Gestalt von Fledermäusen zurücklegten, strengte Ez sehr an. Er schaffte es nicht mehr bis hierher. Wir verloren ihn über Laxford aus den Augen. Da der Morgen bereits graute, konnten wir nicht umkehren. Wir flogen weiter und suchten Schutz in unserer Burg.«

»Und Ez?«
»Wir mußten die Nacht abwarten. Nun werden wir ihn suchen und heimholen.«
»Er kann den Tag nicht überlebt haben«, sagte Bernard Hale. »Es war strahlender Sonnenschein.«
»Ez wird ein Versteck gefunden haben. Ich weiß, daß ihm nichts passiert ist. Ich würde es spüren, wenn er nicht mehr lebte«, behauptete Yul Carrado.
Drei Vampire… dachte Bernard Hale verstört. Einer davon in Laxford. Wer weiß, was er inzwischen angestellt hat. Wer weiß, was geschehen wird, wenn sich Yul und Zia Carrado nach Laxford begeben. Und dann, wenn sie mit ihrem Sohn zurückkehren, werden wir sterben…

***

Angus Dillaway setzte sich zu uns und leistete uns Gesellschaft. Um mir eine Freude zu machen, sagte er, mein Rover wäre wieder wie neu, und gewaschen hätte ihn sein Sohn Ray auch.
Unter normalen Umständen wäre es bestimmt sehr nett gewesen, mit dem Mann zu plaudern. Er hatte vernünftige Ansichten und hielt große Stücke auf seine Familie.
Aber ich konnte mich nicht richtig auf das Gespräch konzentrieren. Ich mußte immerzu an Chao Kai und Bernard Hale denken, und der Stuhl, auf dem ich saß, wurde für mich mehr und mehr zu einer heißen Herdplatte, auf der ich immer unruhiger hin und her rutschte.
Mrs. Dillaway goß Öl ins Feuer, als sie eintrat und fragte, ob der Professor und der Chinese immer noch nicht zurückgekehrt wären.
»Sie werden sich doch hoffentlich nicht verirrt haben«, sagte Angus Dillaway.
»Oder… etwas Schlimmeres«, sagte seine Frau.
»Komm, Helen, laß den Unsinn«, sagte Dillaway rügend. Er wandte sich an Mr. Silver und mich. »Sie hat Ihnen sicher schon die Schauermärchen von Blood Castle erzählt. Wenn Sie mich fragen, kann ich nur sagen, daß kein Wort davon wahr ist. Aber meine Frau glaubt die blutigen Schauergeschichten. Nichts kann sie davon abbringen, daß Zia und Yul Carrado wirklich vor langer Zeit auf Blood Castle gelebt haben.«
Ich unterließ es, den ungläubigen Mann überzeugen zu wollen. Ich wünschte mir für ihn und alle Bewohner von Laxford, daß sie nie mit der Wahrheit konfrontiert wurden, daß ihnen eine Begegnung mit den Vampiren erspart blieb.
»Führt eine Straße zur Burg hinauf?« fragte ich.
Dillaway rümpfte die Nase. »Straße ist zuviel gesagt.«
»Käme ich mit dem Rover hinauf?«

Angus Dillaway schüttelte den Kopf. »Davon würde ich Ihnen abraten. Oder wollen Sie, daß an Ihrem Wagen gleich wieder eine Reparatur fällig ist? Der Weg zur Burg ist mit Schlaglöchern gespickt. Es gibt tiefe, felsige Rinnen. Sie könnten sich die Achsen abreißen, die Ölwanne könnte platzen oder der Tank.«

»In der Werkstatt stehen zwei geländegängige Motorräder«, sagte Helen Dillaway.

»Können wir uns eines für eine halbe Stunde leihen?« fragte ich sofort.

Dillaway zuckte mit den Schultern. »Meinetwegen.«

Ich tippte Mr. Silver an. »Dann mal los, Freund.«

Aber aus der Abfahrt wurde nichts. Es kam uns etwas dazwischen.

***

Celia Dillaway hatte sich auf das Rendezvous mit Bryan Jackson gefreut, doch nun rannen ihr heiße Tränen über die Wangen, und sie wollte so schnell wie möglich nach Hause.

Bryan hatte sich scheußlich benommen. Es war ihr nicht sofort aufgefallen, aber er war schon blau gewesen, als er sie mit dem Wagen abholte.

Sie hatten vorgehabt, eine Diskothek im Nachbarort aufzusuchen, doch davon wollte Bryan auf einmal nichts mehr wissen. Was er haben wollte, war Sex.

Er fuhr geradewegs mit Celia in den Wald, dorthin, wo die Jungs immer mit ihren Mädchen hinfuhren, wenn sie ein Auto zur Verfügung hatten, und er hielt sich nicht mit langen Vorreden auf, sondern fiel gleich über sie her.

Wie ein Tier. Widerlich.

Celia konnte Bryan Jackson zwar gut leiden, aber für solche Sachen war ihre Beziehung noch nicht reif. Wie konnte er sie für ein billiges Flittchen halten, das man so plump überrumpeln konnte? Celia wehrte sich mit ganzer Kraft. Bryan war stark, und er zerriß sogar ihr Kleid. Das machte sie so wütend, daß sie ihn kratzte, biß und ohrfeigte.

Hinterher verlangte sie von ihm, daß er sie augenblicklich nach Hause fuhr, doch er setzte der Frechheit die Krone auf, indem er grinsend die Tür für sie öffnete und sagte, sie solle gefälligst aussteigen und allein heimlaufen.

Am liebsten hätte sie ihm noch eine runtergehauen, aber dann sprang sie aus dem Wagen und rannte in Richtung Laxford davon. Das würde ihr eine Lehre sein. Bryan Jackson war für sie gestorben.

Sie lief mit ihren Stöckelschuhen mehr schlecht als recht. Als sie sich beinahe den Knöchel verstauchte, zog sie die Schuhe aus und trug sie in der Hand.

Wieder einmal mußte sie die Erfahrung machen, daß das, was für ein

Auto nur ein Katzensprung war, zu Fuß eine schier endlos lange Strecke sein konnte.

Verheult, verschwitzt, unglücklich und mit einem Herzen voller. Haß auf alle Jungs kam sie daheim an. Sie benützte den Hintereingang, denn sie wollte jetzt niemanden sehen. Vor allem Mutter nicht, denn die hätte sie mit vielen unangenehmen Fragen gelöchert.

In zerrissenen Strümpfen lief Celia die Treppe hoch und verschwand in ihrem Zimmer. Wütend und verzweifelt ließ sie sich auf ihr Bett fallen, und dann weinte sie das Kissen naß.

»Ich hasse dich, hasse dich, hasse dich, Bryan Jackson!« schluchzte sie, und mit den Fäusten schlug sie auf das Kissen ein, als wäre es der Junge, den sie meinte.

Aber dann sagte sie sich trotzig, daß es Bryan Jackson nicht wert wäre, daß sie seinetwegen auch nur eine einzige Träne vergoß, und sie stellte das Heulen sofort ein.

»Ich wünsche dir, daß du gegen einen Baum fährst!« zischte das Mädchen aggressiv. »Und den Führerschein sollen sie dir abnehmen. Und einsperren soll man dich, bis du schwarz bist…«

Sie stand auf und warf einen Blick in den Frisierspiegel. Gott, wie sah sie aus? Rotgeweinte Augen, geschwollene Lider, rote Nase… Und das alles wegen Bryan Jackson. Das war doch nicht zu fassen.

Sie verließ ihr Zimmer. Das Bad befand sich am Ende des Ganges. Dort wollte sie sich so lange kaltes Wasser ins Gesicht schleudern, bis sie sich wohler fühlte.

Sie wich den Kakteen aus, um die sie sich auch wieder einmal kümmern mußte, und öffnete die Badezimmertür. Nichts Böses ahnend, trat sie ein.

Und dann…

Das Grauen sprang sie an wie ein reißendes Tier. Sie schwankte, faßte sich an die Kehle, die plötzlich so eng wurde, und entsetzt, fassungslos und verstört starrte sie auf ihren toten Bruder, der rücklings in die Badewanne gefallen war.

***

Wir erhoben uns, da flog plötzlich die Tür auf, und Celia Dillaway stolperte herein. Verzweifelt streckte sie die Hände nach ihren Eltern aus. Sie zitterte, weinte und schien sich kaum noch auf den Beinen halten zu können.

»Ma… Pa…«

»Um Himmels willen!« platzte es aus Helen Dillaway heraus. »Mein Kind - Celia, was hast du?«

Celia fiel ihr in die Arme, drohte zusammenzubrechen. Angus Dillaway sprang auf und eilte auf Frau und Tochter zu. Er führte die beiden zu einem Sessel und forderte Celia auf, sich zu setzen. Einer

solchen Aufforderung hätte es nicht bedurft. Helen Dillaway brauchte ihre Tochter nur loszulassen, schon saß sie.

»Celia, was ist passiert?« fragte Angus Dillaway heiser. »Hat dir jemand etwas getan?«

Ich wechselte mit Mr. Silver einen raschen Blick. Der Ex-Dämon verstand. »Darf ich mal mit Ihrer Tochter reden?« fragte er die verwirrten Eltern.

Helen Dillaway war nahe daran, vor Sorge ebenfalls in Tränen auszubrechen, und Angus, ihr Mann, wollte seine Tochter mit energischen Aufforderungen dazu bewegen, zu erzählen, weswegen sie so verstört war.

Doch Celia war kaum noch ansprechbar, und wenn sich Mr. Silver ihrer nicht annahm, würde sie wahrscheinlich in wenigen Augenblicken ohnmächtig werden. Verdächtig bleich war sie nämlich schon.

»Bitte!« sagte Mr. Silver eindringlich. Er drängte sich zwischen das Ehepaar und griff nach dem Kopf des Mädchens. Seine Fingerkuppen berührten die Schläfen. Er massierte sie leicht. Es war zwar nicht zu sehen, aber er schickte bestimmt auch etwas Magie in den Kopf des Mädchens, um sie zu stärken und zu beruhigen.

Celia wurde still, sie zitterte und schluchzte nicht mehr, blickte dem Ex-Dämon verzweifelt in die perlmuttfarbenen Augen.

»Würden Sie uns erzählen, was Sie so sehr aus der Fassung gebracht hat?« fragte Mr. Silver freundlich.

»Er… ist tot«, hauchte das Mädchen.

»Tot? Wer ist tot?« fragte Angus Dillaway erschrocken.

»Bryan Jackson hat sie abgeholt«, sagte Helen Dillaway zu ihrem Mann. »Vielleicht ist ihm etwas zugestoßen.« Sie wandte sich an ihre Tochter. »Hatte Bryan einen Unfall, Kind?«

Mr. Silver hielt immer noch seine Finger an Celias Schläfen. Sie griff nach seinen Händen, drückte sie fester auf ihren Kopf, als wollte sie verhindern, daß er sie fortnahm.

»Ich meine nicht Bryan. Von dem spreche ich nicht«, flüsterte Celia. »Es ist… Ray.«

»Ray?« Es klang wie ein schriller Aufschrei, und Helen Dillaway schaute ihren Mann bestürzt an.

»Mach dir keine Sorgen, Helen«, sagte Angus Dillaway besänftigend. »Celia irrt sich. Ray ist okay.«

Doch Celia blieb dabei. »Ray ist tot«, sagte sie mit tonloser Stimme. Sie schaute keinen von uns an, starrte nur vor sich hin und schien Ray vor sich zu sehen.

»Das Mädchen muß den Verstand verloren haben«, sagte Angus Dillaway. »Ray war doch noch vor kurzem mit mir in der Werkstatt. Du irrst dich, Celia. Ray geht es gut.«

»Er liegt oben in der Wanne. Er rührt sich nicht, Daddy. Er ist verletzt… Sein Gesicht… Alles voll Blut… Er ist tot, Daddy.«

»Himmel, Angus, ich kann das nicht mit anhören«, stöhnte Helen Dillaway: »Sieh nach, ob es stimmt, was sie sagt.«

»Sie *muß* sich irren, Helen.«

»Bitte, sieh nach, Angus.«

»Ich komme mit Ihnen«, sagte ich, und wir verließen den Raum.

Ich ließ Angus Dillaway den Vortritt. Er eilte die Treppe hinauf, ich folgte ihm. Mit schweren, polternden Schritten stürmte er den Flur entlang, und einige Herzschläge später stieß er die Badezimmertür auf.

Auf dem Boden lag ein langstieliger Rückenschrubber. Ich warf einen Blick über Angus Dillaways Schulter. Die Badewanne war leer, beide Flügel des Fensters waren offen.

Das konnte bedeuten, daß Ray Dillaway sich auf diesem Wege davongemacht hatte.

»Ich wußte es!« sagte Angus Dillaway, und große Erleichterung schwang in seiner Stimme mit. »Ich wußte, daß sie sich irrt, aber wie kommt sie dazu, uns einen solchen Schrecken einzujagen?«

Ich lief zum Fenster und beugte mich weit hinaus, doch ich sah niemanden.

»Was kann Celia wirklich gesehen haben, Mr. Ballard?« fragte mich Angus Dillaway, aber er wollte darauf keine Antwort. Das war besser so, denn in meinem Kopf spukte auf einmal eine verfluchte Vampirbrut herum.

Irgend etwas Schreckliches mußte Celia gesehen haben, sonst wäre sie nicht in dieser furchtbaren Verfassung zu uns gekommen. Ich konnte natürlich den Vater verstehen, in dem sich alles gegen eine solche entsetzliche Ungeheuerlichkeit auflehnte, aber wenn man in Betracht zog, wie verstört und erschüttert Celia gewesen war, konnte sie nur ihren Bruder gesehen haben.

Ray… tot. Was war naheliegender, als anzunehmen, daß er das Opfer eines Vampirs und bereits selbst zum gefährlichen Blutsauger geworden war?

Natürlich behielt ich das für mich, denn ich wollte nicht, daß Angus Dillaway mir an die Kehle ging, aber die Gefahr, daß ich mit meinem Verdacht richtig lag, bestand leider.

»Gott, bin ich froh, hier nicht wirklich Ray gefunden zu haben«, sagte Angus Dillaway.

Ich nickte stumm. Wir verließen das Bad. Als wir wieder bei den anderen waren, befand sich auch Jimmy Dillaway im Raum. Der Kleine machte aus mir unerfindlichen Gründen ein recht schuldbewußtes Gesicht.

Während sich Helen und Angus Dillaway um Celia kümmerten, nahm

mich Mr. Silver auf die Seite.

Celia bekam einen Scotch, und ihre Eltern redeten pausenlos auf sie ein. Celia beantwortete nicht einmal die Hälfte der an sie gerichteten Fragen.

»Was war oben los?« wollte der Ex-Dämon wissen.

»Nichts.«

»Fehlanzeige?«

»Würde ich trotzdem nicht behaupten. Das Fenster ist ganz weit offen, von Ray keine Spur.«

»Du meinst, er könnte aus dem Fenster geklettert sein? Aber warum sollte er - Moment!«

»Wahrscheinlich denkst du das gleiche wie ich.«

»Verdammt, ja. Wir sollten Ray suchen.«

Wir sagten, wir kämen gleich wieder. Wir hätten uns das sparen können; es nahm sowieso niemand Notiz von uns.

In großer Eile verließen wir das Haus. Draußen trennten wir uns; dazu bedurfte es keiner langen Absprache, wir waren seit Jahren bestens aufeinander eingespielt.

Mr. Silver verschwand aus meinem Blickfeld. Ich öffnete das breite Werkstattor und sah die beiden Maschinen, von denen Helen Dillaway gesprochen hatte.

Meine Hand wischte über drei untereinanderliegende Lichtschalter. Sofort wurde es taghell in der Werkstatt. Es gab keinen Schatten mehr, in den sich Ray Dillaway verkriechen konnte.

Mein Rover glänzte herzerfrischend, alles Chrom funkelte, doch ich schenkte dem kaum Beachtung. Ich mußte Ray Dillaway finden.

Entweder ich oder Mr. Silver. Wenn er tatsächlich das geworden war, was wir befürchteten, mußten wir ihn schnellstens unschädlich machen.

Ich schaute in den Waschraum, ins Büro, in die Besenkammer… Nichts. Beim Verlassen der Werkstatt löschte ich wieder die Lichter, und dann schloß ich das Falttor.

Ich lief die Straße entlang. Alle möglichen Verstecke nahm ich in Augenschein. Von Ray Dillaway keine Spur. Je länger die Suche dauerte, desto flauer wurde das Gefühl in meiner Magengegend.

Ray konnte sich bei den Nachbarn eingeschlichen haben. Ein Mann… Eine Frau… Ein Kind… Ahnungslos… Ray war es egal, wessen Blut er trinken würde.

Vor meinem geistigen Auge sah ich ihn auf der Lauer liegen und eiskalt auf seine Chance warten. Mich schauderte. Aber ich konnte nicht mit den Fäusten gegen sämtliche Türen hämmern und brüllen, es wäre ein Vampir in Laxford.

Theoretisch bestand auch die Möglichkeit, daß Ray das Dorf verlassen hatte. Vielleicht befand er sich auf dem Weg zur Burg.

Schließlich fühlte er sich jetzt als Diener derer, die ihn zum Blutsauger gemacht hatten.
Möglicherweise hatte er von nun an eine neue Adresse: Blood Castle.
Ich zog meine Kreise immer weiter. Plötzlich vernahm ich ein Geräusch hinter mir. Meine Hand zuckte augenblicklich zum Colt Diamondback, und ich wirbelte herum.

***

Da hingen sie im Burgverlies, mit dem Kopf nach unten, wie Fledermäuse. Das Blut rann ihnen in den Kopf und pochte wild in den Schläfen.
»Da habe ich Sie ja in eine schreckliche Lage gebracht, Chao Kai«, sagte Bernard Hale bedauernd. »Ich hoffe, Sie können mir verzeihen.«
Zia und Yul Carrado hatten das unterirdische Gewölbe verlassen. Vielleicht befanden sie sich bereits auf dem Weg nach Laxford, um ihren Sohn zu suchen.
Sie hatten einen Sohn! Auch das noch. Als ob zwei Vampire nicht schon genug gewesen wären.
»Es gibt nichts zu verzeihen, Professor«, sagte der Chinese. »Ich habe aus freien Stücken mitgemacht.«
»Weil Sie mir blindes Vertrauen entgegenbringen.«
»Weil ich mir genau wie Sie Chancen gegen die Vampire ausrechnete.«
»Leider haben wir uns verkalkuliert«, sagte der Parapsychologe und blickte in die Steinwanne, die bald ihr Blut füllen würde. »Ich bin manchmal so impulsiv, so ungeduldig. Wir hätten auf Tony Ballard warten sollen. Da hole ich ihn eigens aus Amerika zurück, und dann packen wir die Sache, bei der er uns helfen sollte, allein an. Das ist irgendwie schizophren.«
»Wir wollten es eben mal ohne ihn versuchen, Professor.«
»Falscher Ehrgeiz, würde ich sagen.«
»Vielleicht, aber an dem, was geschehen ist, läßt sich nun nichts mehr ändern. Wir sollten darangehen, zu verhindern, daß sich unsere Situation noch mehr verschlimmert.«
»Klug gesprochen, Chao Kai. Ich bin ganz Ihrer Meinung. Aber Sie übersehen eine winzige Kleinigkeit: Wir sind Gefangene der Vampire. Man hat uns gefesselt und an diese Haken gehängt. In Kürze werden wir den Dolch der Blutsauger an unserer Kehle spüren, und dann…«
»Dazu darf es nicht kommen, Professor.«
»Ich sehe mich außerstande, diese furchtbare Gefahr von uns abzuwenden.«
»Auch Vampire machen Fehler«, sagte der Asiate. »Sie dachten, es würde genügen, uns die Beine zusammenzubinden und hier aufzuhängen, aber sie haben nicht damit gerechnet, daß an mir ein

Artist verlorenging. Wir kommen frei, Professor. Verlassen Sie sich auf mich.«

Chao Kai schob die Hand in seine rechte Hosentasche. Er holte sein Messer heraus und klappte es auf, dann spannte er die Bauchmuskeln an, und sein Oberkörper bewegte sich langsam nach oben.

Bernard Hale wäre das nicht möglich gewesen. Er war nicht so gelenkig wie der Chinese. Chao Kais Körper klappte in der Mitte regelrecht zusammen.

Er setzte das Messer an den Hanfstrick und zog die scharfe Klinge rasch hin und her. Faser um Faser durchtrennte er, und bald wurde die Fußfessel locker.

Mit der Linken hielt sich Chao Kai am Haken fest, während er das letzte Drittel durchschnitt. Dann drehte er sich, und Augenblicke später stand er mit den Füßen am steinernen Beckenrand, streckte sich nach oben und arbeitete an der Befreiung des Professors.

»Meine Güte, sind Sie gelenkig«, sagte Bernard Hale bewundernd. »So war ich nicht mal in jungen Jahren.«

»Endlich kommen die Früchte meines täglichen eisernen Trainings zum Tragen«, sagte der Chinese.

Ein letzter scharfer Schnitt, und Bernard Hale hing auch nicht mehr am Haken. Er wäre in das Becken gefallen, wenn Chao Kai ihn nicht aufgefangen hätte.

»Danke«, keuchte der Parapsychologe. »Ich danke Ihnen sehr. Mein Schädel drohte schon fast zu zerplatzen.«

»Sehen Sie nach, ob Sie noch alles bei sich haben«, verlangte der Chinese.

Hale stellte verblüfft fest, daß ihm die Blutsauger nicht einmal die Gnostische Gemme abgenommen hatten. Der Lederriemen war immer noch um seine Hand geschlungen. Und auch sonst war noch alles vorhanden - der Eichenpflock, der Hammer, die Dämonenbanner.

Chao Kai schlug vor, erst mal diesen unterirdischen Raum abzusichern. Wenn Hale die Dämonenbanner richtig anbrachte, würden die Blutsauger das Verlies nicht betreten können.

»Und dann überlegen wir uns in Ruhe die nächsten Schritte«, sagte Chao Kai.

Und Professor Hale war damit sehr einverstanden.

***

Ich riß den Colt Diamondback aus dem Leder und spannte den Hahn, aber ich drückte nicht ab, denn derjenige, der das Geräusch hinter mir verursacht hatte, war Mr. Silver.

»Ich bin's«, zischte er sicherheitshalber, und ich ließ meinen Revolver wieder verschwinden.

»Hast du eine Spur entdeckt?« fragte ich den Ex-Dämon.

Der Hüne schüttelte den Kopf. »Nein. Du?«
»Ich auch nicht«, gab ich zerknirscht zurück.
»Kann sein, daß er sich auf dem Weg zur Burg befindet«, sagte Mr. Silver.
»Daran habe ich auch schon gedacht.«
»Es ist ohnedies schon höchste Zeit, daß wir Blood Castle einen Besuch abstatten.«
»Was aber, wenn Ray Dillaway noch in Laxford ist und ins elterliche Haus zurückkehrt, während wir zur Burg hinauffahren? Dann sind alle Dillaways in größter Gefahr.«
»Mit anderen Worten, einer von uns beiden sollte hierbleiben und auf die Dillaways aufpassen.«
Ich grinste. »Ich wüßte nicht, wer für diese Aufgabe besser geeignet wäre als du.«
»Na schön, ich mach's«, sagte der Ex-Dämon. »Aber dafür mußt du mir versprechen, Hale und Chao Kai wohlbehalten nach Laxford zu bringen.«
»Das kann ich nicht versprechen. Wir wissen nicht, was sich auf Blood Castle ereignet hat. Ich kann hur sagen, daß ich mein Bestes geben werde.«
»Sag mal, ist dir aufgefallen, wie schuldbewußt Jimmy Dillaway dreingesehen hat?«
Ich nickte. »Als hätte er ein furchtbar schlechtes Gewissen.«
»Komm, wir stellen ihm noch schnell ein paar Fragen, bevor du gehst.«
Wir kehrten zu den Dillaways zurück, fanden eine unveränderte Situation vor. Celia war noch am Boden zerstört. Helen Dillaway hatte entsetzliche Angst vor der Wahrheit. Angus Dillaway versuchte sie ihr ständig auszureden.
Und Jimmy schrumpfte sichtbar zusammen, als er uns eintreten sah.
Mr. Silver forderte Celia auf, die Verletzungen zu beschreiben, die sie an ihrem Bruder gesehen hatte. Jimmy wäre am liebsten im Boden versunken, und als er von einer schrecklichen Bißwunde an Rays Hals hörte, wurde er kreidebleich.
Ich tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Schulter. Er zuckte zusammen, als hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben.
»Hast du uns irgend etwas zu sagen, Jimmy?«
Er schaute mich groß an. Seine Augen flehten um Hilfe, bettelten um Vergebung.
»Ich… ich weiß nicht, Mr. Ballard«, stammelte er.
»Jimmy, es ist jetzt sehr wichtig, daß du nichts für dich behältst«, sagte ich eindringlich. »Du darfst kein Geheimnis vor uns haben.«
Der Junge hielt meinem Blick nicht mehr stand. Er drehte sich hastig um, und dann platzte das Geständnis aus ihm heraus. »Da… war eine

junge Fledermaus. Ein ganz besonderes Exemplar. Viel größer als normale Fledermäuse und grün, mit roten Augen. Ich hab' ihr Schreien gehört, heute im Morgengrauen. Sie war in einen Weidenbusch vor meinem Fenster gefallen. Ich nahm sie mit ins Haus und brachte sie in den Keller. Ihr linker Flügel war nicht ganz in Ordnung. Ich wollte sie gesundpflegen und dann wieder freilassen. Ray wollte sie erschlagen. Ich konnte ihn überreden, es nicht zu tun. Kann es sein, daß ihm Gnubbel das übelgenommen hat?«

»Gnubbel?« fragte ich.

»Diesen Namen habe ich der Fledermaus gegeben«, sagte Jimmy.

Mir war, als würde mir jemand mit einem Eiszapfen über den Rücken streichen. In seiner kindlichen Tierliebe hatte Jimmy einen gefährlichen Blutsauger ins Haus geholt.

Mr. Silver schaltete sich ein. »Du sagtest, da war eine *junge* Fledermaus, Jimmy?«

»Ja, Sir.«

Nachwuchs bei den Carratlos? fragte ich mich, und meine Gedanken galoppierten auf und davon. Es gab also nicht zwei, sondern drei Blutsauger, die Carrado hießen. Und es gab Ray Dillaway.

»Ich muß zur Burg!« stieß ich unruhig hervor.

»Begleiten Sie Ihren Freund nicht, Mr. Silver?« fragte Helen Dillaway heiser.

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Ich denke, es ist besser, wenn ich hierbleibe.«

Helen Dillaway tastete den Hünen mit ihrem ängstlichen Blick ab. »Was befürchten Sie?«

Der Ex-Dämon sagte es ihr nicht. Es war nicht nötig. Die Frau ahnte es, und das war schlimm genug.

***

Zia und Yul Carrado hatten das Verlies verlassen. Sie verschwendeten im Moment keinen Gedanken an ihre Opfer. Ez war ihnen wichtiger. Sie wollten ihn suchen und nach Hause holen, und dann würde er an einer großen Blutfeier teilnehmen, in seinem neuen Heim.

»Wir werden Blood Castle nie mehr verlassen«, sagte Yul Carrado. »Nirgendwo sonst fühle ich mich so zu Hause wie hier. Wir gehören hierher. Dies ist der Sitz unseres Geschlechtes. Hier werden wir von nun an bleiben.«

»Wir müssen vorsichtiger sein als damals«, sagte Zia Carrado.

»Und wachsamer«, fügte ihr Vampirgemahl hinzu. »Sowie es ein Mann wagt, gegen uns aufzustehen, schlagen wir zu. Wir werden alle Feindschaften im Keim ersticken.«

Zia hatte dem nichts hinzuzufügen, sie begann sich zu verwandeln. Ihr Gesicht wurde zu einer grünen Fledermausfratze, bedeckte sich mit

Haaren, bekam um die Schnauze herum eine lederne Haut, doch ein helles Krächzen stoppte die Metamorphose, machte sie sogar rückgängig.
Die Vampirin nahm wieder menschliche Gestalt an.
Abermals dieses Krächzen.
»Das ist Ez«, sagte Zia.
»Um so besser, wenn wir ihn nicht zu suchen brauchen«, bemerkte Yul Carrado.
Der junge Vampir flatterte durch die Dunkelheit.
»Er hat sich erholt«, sagte Yul Carrado. »Gestern nacht war er sehr schwach. Nun ist neue Kraft in ihm.«
Ez Carrado flog durch den großen Raum. Er drehte eine Runde, als wollte er sich alles genau ansehen. Wenig später setzte er vor seinen Eltern auf.
Er legte die Flügel an den Körper, und seine Gestalt wuchs hoch. Das war für Zia und Yul Carrado eine große Überraschung. »Ez…«, entfuhr es Zia.
»Er nimmt menschliches Aussehen an«, stellte Yul fest. »Unser Sohn hat zum erstenmal allein getötet.«
»Die Blutwandlung…«, sagte Zia leise.
Vor ihr und Yul stand ein schöner, bleicher Jüngling mit blondem Haar, und ein grausames, triumphierendes, stolzes Lächeln umspielte seine harten Lippen.
Er warf sich in die Brust. »Ja, ich habe zum erstenmal allein getötet, und ich möchte es so bald wie möglich wieder tun.«
Yul Carrado trat auf seinen Sohn zu und reichte ihm den Dolch. »Diesen Wunsch kann ich dir erfüllen. Es befinden sich zwei Menschen in unserer Gewalt. Sie gehören dir. Töte sie! Töte sie mit diesem Dolch!«
Entschlossen nahm Ez Carrado die Waffe von seinem Vater entgegen.

***

Ich packte mit beiden Händen zu, riß die geländegängige Maschine vom Ständer und schob sie aus der Werkstatt. Wenn ich Glück hatte, waren alle auf Blood Castle versammelt - Zia Carrado, Yul Carrado, der junge Vampir und Ray Dillaway.
Eigentlich klingt es verrückt, in diesem Zusammenhang von Glück zu sprechen, denn dann hätte ich mich einer vierköpfigen Vampirbrut gegenübergesehen.
Und Bernard Hale und Chao Kai? Waren sie inzwischen ebenfalls zu Blutsaugern geworden? In diesem Fall hätte ich gleich wieder kehrt gemacht, um Mr. Silver zu holen, denn ich war nicht so meschugge, mich sechs Vampiren zu stellen. Ich bin schließlich kein Selbstmörder.
Während ich die schwere, chromblitzende Maschine nach draußen

schob, fiel mein Blick auf zwei Kunststoffkanister. Ich kehrte um, griff nach den Kanistern, und sie waren so leicht, daß sie nur leer sein konnten.

Aber es war kein Problem, sie mit Benzin zu füllen. Den Dillaways gehörte schließlich auch eine Tankstelle. Ich eilte zu einer der Zapfsäulen, und gleich darauf rauschte der Treibstoff in die Kanister.

Mit Gummibändern, an deren Enden sich Metallhaken befanden, befestigte ich sie auf dem Gepäckträger. Ob ich das Benzin auch tatsächlich einsetzen würde, wußte ich noch nicht. Es gab verschiedene Möglichkeiten, Vampire zu vernichten. Feuer war eine davon.

Ich schwang mich auf das Motorrad und jagte den Kickstarter nach unten. Die Maschine heulte auf, ich schaltete mit dem Fuß und ließ die Kupplung los. Die Kraft, die im Motor steckte, riß mich zurück. Das Motorrad wollte unter mir durchschießen, doch ich hielt es fest und raste los.

Der Lichtfinger des Scheinwerfers stach in die Dunkelheit. Er riß einen Kegel aus der Schwärze. Ich sah den Beginn des schlechten Wegs, der zur Burg hinaufführte.

Wie ein Motocrossfahrer kam ich mir vor. Die grobstolligen Reifen fraßen sich die Steigung hinauf. Steine flogen hinter mir davon.

Ich blieb nicht lange im Sattel sitzen, sondern stand auf, weil ich merkte, daß ich auf diese Weise das Gleichgewicht besser halten konnte.

Mal beugte ich mich weit vor über die Lenkstange, dann war es wieder notwendig, daß ich mein Körpergewicht blitzschnell nach hinten oder nach links oder rechts verlagerte.

Das Motorrad schien ein gefährliches Eigenleben zu besitzen, und es schien mich unbedingt abwerfen zu wollen, doch ich blieb verbissen oben, balancierte alle Bocksprünge und Schüttelbewegungen aus und zwang dem wild brüllenden Tier aus Aluminium, Blech und Stahl meinen Willen auf.

Es war ein Höllenritt, den ich keuchend mit vollster Konzentration absolvierte. Der kleinste Fehler hätte genügt, und die Maschine hätte über mich triumphiert.

Merkwürdig, daß ich Zeit fand, mich an einen sehr lange zurückliegenden Fall zu erinnern, an meine Anfänge. Es war in Spanien gewesen, an der Costa Brava. Dort hatte ich gegen Paco Benitez, einen gefährlichen Blutgeier, gekämpft. Er hatte im Castell Montgri gewohnt, und ich war auch damals mit einem Motorrad zu ihm hinaufgerast.

Wie sich die Dinge im Leben doch wiederholen.

Der einzige Unterschied zu damals war, daß ich es mit keinem Blutgeier, sondern mit Vampiren zu tun hatte, und daß ich nicht

wußte, wie viele Gegner mich am Ende dieser Fahrt erwarteten.
Das Hinterrad tanzte seitlich weg.
Mit sehr viel Mühe fing ich die Maschine ab, nahm etwas Gas weg, drehte dann aber gleich wieder ordentlich auf, und wenig später stieß das Licht des Scheinwerfers gegen die kahlen Mauern der alten Burg.
Ich sprang von der Maschine und bockte sie auf.
Ein kühler Wind wehte hier oben und trocknete mir den Schweiß auf der Stirn. Da der Motor nicht mehr lief, herrschte eine Totenstille vor Blood Castle.
Wir hatten Halbmond. Fahles Licht floß über die Mauern der unheimlichen Burg. Ich suchte nach einer Möglichkeit, hineinzugelangen. Die Benzinkanister ließ ich vorläufig draußen. Ich wollte mich noch nicht damit abschleppen.
Ich hatte vor, erst mal das Terrain zu sondieren. Außerdem war ich ohne die Kanister beweglicher.
Durch das große Tor war es nicht möglich, die Burg zu betreten, aber ich entdeckte eine kleine, unscheinbare Tür, als ich an der hohen Mauer entlanglief, und die stand einladend offen.
Vorsichtig trat ich ein, und wieder beschäftigte mich die Frage, in welcher Verfassung ich Bernard Hale und Chao Kai wiedersehen würde.
Waren sie noch Freunde oder bereits Feinde, die nach meinem Blut gierten?
Ich eilte geduckt durch die Finsternis, sprang von Schatten zu Schatten, um nicht gesehen zu werden.
Eine Tür. Verschlossen. Ich öffnete sie lautlos und huschte in einen düsteren Gang. Meine Spannung wuchs. Ich mußte damit rechnen, daß die Vampire von meiner Anwesenheit Kenntnis hatten, und es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis sie über mich herfallen würden.

***

Jimmy Dillaway wollte nicht glauben, daß die grüne Fledermaus seinem Bruder etwas angetan hatte, aber es sah ganz danach aus. Der Junge gab jedoch nicht Gnubbel allein die Schuld. Er sagte sich, daß die Fledermaus nichts gegen Ray unternommen hätte, wenn dieser sie nicht zu erschlagen versucht hätte. Das hatte sich Gnubbel gemerkt, und er hatte sich - so schien es - gerächt.
Aber war Ray wirklich tot?
Jimmy wollte allein sein. Es gab so vieles, worüber er nachdenken mußte, und das konnte er nicht in Gegenwart der Eltern, von Celia und Mr. Silver.
Er verließ den Raum mit hängendem Kopf.
Alles in ihm wehrte sich dagegen, daß auch er Schuld an Rays Tod trug. Vater hatte schon recht, wenn er nicht glauben wollte, daß Ray

nicht mehr lebte.

Die Verletzungen, die Celia beschrieben hatte, konnten von Gnubbel stammen, aber töten? Konnte Gnubbel töten? Er war zwar größer als normale Fledermäuse, aber so groß doch nun auch wieder nicht, daß er einen jungen, kräftigen Menschen wie Ray umbringen konnte.

Nein, Celia irrte sich. Vielleicht war Ray kurz ohnmächtig gewesen. Ja, so konnte es sich abgespielt haben. Gnubbel hatte Ray angegriffen. Es war zu einem wilden Kampf gekommen, und Ray war dabei in die Wanne gestürzt. Das hatte eine kurze Ohnmacht zur Folge, und gerade in diesem Moment entdeckte Celia den Bruder. Sie mußte denken, er wäre tot.

Aber Ray kam wieder zu sich und verließ das Badezimmer. Vielleicht hatte sein Geist beim Sturz Schaden genommen. Vielleicht hatte er sein Gedächtnis verloren und irrte jetzt durch Laxford, wußte nicht, wer er war und wo er wohnte.

Irgend jemand würde ihm begegnen und ihn nach Hause bringen. Dann würden die Aufregungen ein Ende haben. Tief in Gedanken versunken stieg Jimmy die Stufen hinauf.

Eines stand für ihn fest: Eine Fledermaus würde er nie wieder ins Haus nehmen, denn das gab zuviel Ärger.

Der Junge erreichte die Tür, die in Rays Zimmer führte. Er blieb kurz stehen. Ob Ray inzwischen von selbst zurückgefunden hatte? Jimmy klopfte.

»Ray!… Ray, bist du da?«

Er bekam keine Antwort. Bevor er weiterging, warf er einen Blick in das Zimmer seines Bruders. Ray war nicht anwesend. Wieder versank Jimmy in Gedanken. Er schreckte erst hoch, als er sich an Celias Kakteen verletzte.

Er hatte sie nicht beachtet, war gegen den Metallständer gelaufen und hatte instinktiv die Hände vorgestreckt.

»Autsch!« entfuhr es ihm, und er riß die Hände zurück. Ein paar Stacheln steckten in seinen Fingern, und als er sie vorsichtig entfernte, bildeten sich kleine rote, glänzende Blutstropfen an seinen Fingern.

Er betrat sein Zimmer und setzte sich aufs Bett.

Plötzlich war ihm, als befände er sich nicht allein im Raum. Er schaute sich suchend um, konnte aber niemanden sehen. War es möglich, daß sich Gnubbel hier versteckt hatte?

Jimmy stand auf. »Gnubbel! Kannst du mich hören? Bist du hier?«

Er sank neben dem Bett auf die Knie und flüsterte wieder Gnubbels Namen, doch die Fledermaus machte sich mit keinem Geräusch bemerkbar.

Aber das Gefühl, daß jemand im Zimmer war, blieb.

Jimmy schaute hinter die Gardinen, und er öffnete alle Laden seines Schreibtischs, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, wie Gnubbel da

hineingekommen sein sollte.
Zum Schluß blieb nur noch der Schrank.
Jimmy näherte sich den hellen Lamellentüren. Er nagte nervös an der Unterlippe. Vielleicht war Gnubbel auch auf ihn wütend, weil er ihm nichts zu fressen gegeben hatte…
Der Junge streckte die Hand nach dem Schrankgriff aus. Es kostete ihn einige Überwindung, die Türen aufzumachen. Mit einem jähen Ruck tat er es, und dann weiteten sich seine Augen.
»Ray!« stieß er verdattert hervor.

***

Die nächste Tür, die ich erreichte, war wieder offen, und Augenblicke später befand ich mich in einem großen Raum mit uralten, staubigen Möbeln. Bilder, die blutrünstige Szenen darstellten, hingen an den Wänden. Die Umgebung hatte etwas Gespenstisches an sich.
Für einen lautlosen Kampf standen mir drei silberne Wurfsterne sowie mein magischer Flammenwerfer zur Verfügung. Ihn nahm ich zur Hand. Er sah aus wie ein gewöhnliches Feuerzeug, und man konnte damit auch Zigaretten anzünden, aber wenn man auf einen bestimmten Knopf drückte, sprang eine armlange Flamme heraus, die auf Schwarzblütler tödlich wirkte.
Suchend schlich ich weiter.
Ließen mich die Vampire ins Leere laufen? Wollten sie mich zunächst einmal in Sicherheit wiegen? Damit kamen sie bei mir nicht an. Ich traute dem Frieden nicht. Schließlich befand ich mich nicht zum erstenmal in einer solchen Situation, und aus Erfahrung wird man klug.
Geräusche alarmierten mich. Sie schwebten durch die Dunkelheit. Es war ein Zischeln und Flüstern. Gespannt schlich ich darauf zu. Mit kleinen Schritten näherte ich mich einem breiten Steinpfeiler. Als ich ihn erreichte, verharrte ich einen Augenblick. Vorsichtig riskierte ich ein Auge.
In der Dunkelheit standen drei Gestalten, fast nicht zu sehen.
»Ich bin froh, daß wir dich nicht verloren haben, Ez, mein Sohn«, sagte eine Frau. Das konnte nur Zia Carrado sein.
»Ich hatte Glück«, erwiderte Ez Carrado. »Wenn dieser Junge mich nicht vor der Sonne in Sicherheit gebracht hätte, wäre ich verloren gewesen. Ich war zu schwach, um mich verkriechen zu können.«
»Wir haben dir zuviel zugemutet«, sagte nun Yul Carrado. »Aber wir wollten nicht noch eine Rast einlegen und einen weiteren Tag abwarten.«
»Eigentlich war es ja ganz gut für mich, Blood Castle nicht zu erreichen«, sagte Ez Carrado. »Nur dadurch hatte ich Gelegenheit, mein erstes Opfer zu töten. Jetzt erst bin ich ein selbständiger,

vollwertiger Vampir.«

Yul Carrado legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter. »Du kannst stolz sein auf das, was du getan hast.«

Meine Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt. Genaues konnte ich nicht erkennen, aber mir fiel auf, daß Ez Carrado einen Gegenstand in der Hand hielt.

Metall, das manchmal ein wenig blinkte. Ein Dolch vielleicht.

»Wo sind die Gefangenen?« wollte Ez wissen.

Meine Kopfhaut spannte sich. Der junge Vampir meinte Bernard Hale und Chao Kai, und er nannte sie *Gefangene*!

Das hieß für mich, daß die beiden noch nicht die Seite gewechselt hatten. Aber ich hatte noch keinen Grund, mich zu freuen, denn dafür war es noch zu früh.

»Im Verlies«, sagte Yul Carrado. »Du wirst ihnen mit diesem Dolch die Kehle durchschneiden, und wir werden uns an ihrem Blut laben. Komm, mein Sohn!«

Sie entfernten sich lautlos, und ebenso lautlos folgte ich ihnen. Sie stiegen eine breite, gewundene Treppe hinunter.

»Öffne die Tür«, hörte ich Yul Carrado sagen. Sehen konnte ich die Blutsauger nicht, denn ich befand mich noch hinter der Mauerkrümmung.

Ich hörte, wie Ez vortrat, und dann gellte plötzlich sein entsetzter Schrei zu mir herauf. Er zischte einen Fluch und schrie, man könne die Tür nicht anfassen.

»Sie müssen sie gesichert haben!« schrie Ez Carrado außer sich vor Wut und Haß.

Und hinter der Tür lachte Professor Hale triumphierend auf. »Sehr richtig, und zwar mit starken Dämonenbannern, die ihr nicht überwinden könnt!«

Mir lachte das Herz im Leibe. Die *Gefangenen* hatten sich zu helfen gewußt. Die Blutsauger konnten nicht an sie heran. Bravo, Professor Hale! Ich hätte am liebsten applaudiert.

Die wüsten Flüche und Verwünschungen der Vampire nützten nichts. Sie vermochten die Sperre, die der Parapsychologe errichtet hatte, nicht zu überwinden.

»Freut euch nicht zu früh!« fauchte Yul Carrado. »Es gibt kein Entrinnen für euch aus diesem Verlies. Irgendwann müßt ihr herauskommen. Ihr könnt nicht ewig dort drinnen bleiben. Wir hungern euch aus. Früher oder später werdet *ihr* diese Tür für uns öffnen, und dann werdet ihr sterben.«

***

Ray stand im Schrank. Das Blut war verkrustet, und sein Gesicht war so weiß wie die Wand. Mit einem seltsam lauernden Blick schaute er

seinen Bruder an.
»Ray!« wiederholte Jimmy verdattert und wich zwei Schritte zurück. »Wieso versteckst du dich in meinem Schrank?«
Ray trat heraus - wortlos.
»Wie siehst du aus?« fragte Jimmy heiser.
»Ich hatte einen Kampf«, sagte Ray Dillaway. Seine blutleeren Lippen bewegten sich kaum. Er starrte fasziniert auf Jimmys Hals.
»Hat Gnubbel dich so zugerichtet?« fragte Jimmy.
»Wer denn sonst?«
»Celia sah dich in der Badewanne liegen. Sie machte alle verrückt. Sie dachte, du wärst tot.«
Ray lächelte dünn. »Könnte ich mich mit dir unterhalten, wenn ich tot wäre?«
»Vater hat es sowieso nicht geglaubt, aber Mutter ist ganz aus dem Häuschen. Wir sollten zu ihnen gehen, damit sie sehen, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchen, und Ma muß sich um deine Verletzungen kümmern.«
»Wir gehen später zu ihnen.«
»Warum nicht gleich?«
»Weil ich vorher noch etwas tun muß.« Rays Zunge huschte blitzschnell über die Lippen, und Jimmy glaubte für einen Moment, lange Außenzähne bei seinem Bruder zu sehen. Scharf und spitz lugten sie unter der Oberlippe hervor. Zähne, wie Gnubbel sie gehabt hatte. Aber das war ja verrückt! Jimmy mußte sich irren.
»Hast du eine Ahnung, wo Gnubbel ist?« wollte er wissen.
»Auf der Burg, nehme ich an, bei seinen Eltern. Bei Zia und Yul Carrado.«
Jimmy kannte die gruseligen Geschichten, und eine Gänsehaut lief seinen Rücken hinunter. »Du meinst… Willst du damit sagen…«
Ray nickte. »Ja, Jimmy. Genau das will ich damit sagen. Dein Gnubbel ist ein Blutsauger, ein Vampir. Er lauerte mir im Badezimmer auf und griff mich an. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, aber ich hatte keine Chance gegen ihn.«
Ray trat einen halben Schritt vor. Jimmy fiel es nicht auf.
»Der Vampir biß sich fest und trank mein Blut«, sagte Ray.
Jimmy blickte fassungslos auf die Wunde an Rays Hals. »Entsetzlich«, preßte er heiser hervor. »Es… es muß sehr wehgetan haben.«
Ray grinste. »Ich hab's überlebt, wie du siehst.«
Wieder machte er einen halben Schritt. Jimmy wich verwirrt zurück und wies auf die Tür. »Gehen wir?«
»Gleich.«
»Ich… ich habe Angst, Ray.«
»Angst?« Ray lachte heiser. »Wovor denn?«
»Vor… vor dir«, stotterte Jimmy. »Du siehst mich so komisch an. Du

bist irgendwie verändert…«

»Unsinn, was redest du dir denn da ein, Kleiner? Wir sind doch Brüder, Jimmy. Du brauchst wirklich keine Angst vor mir zu haben. Sag bloß, du hältst mich für einen Vampir.«

Er machte noch einen halben Schritt, und Jimmy streckte die Hände vor. »Bleib stehen, Ray. Komm nicht näher. Bitte.«

Ray Dillaway riß die Augen auf, als er das Blut an Jimmys Fingern sah. Gier verzerrte seine bleichen Züge; er konnte sie kaum unterdrücken.

»Meine Güte, du bist ja verletzt«, keuchte Ray.

»Ich habe mich an den idiotischen Kakteen gestochen.«

»Laß mich mal sehen«, sagte Ray erregt.

»Nein…«

»Nun hab dich nicht so, Jimmy. Du blutest doch.«

»Ich werde es abwaschen.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Ray und griff zu. Es ging so schnell, daß Jimmy zu spät reagierte.

Ray zog die Hand seines Bruders an seinen Mund und begann zu saugen.

»Was tust du, Ray? Hör auf, ich will das nicht!« stieß Jimmy krächzend hervor.

Doch Ray Dillaway machte weiter, und der süßliche Geschmack des Blutes versetzte ihn in Verzückung. Sein Saugen wurde schmerzhaft, und er öffnete den Mund immer weiter. Seine Lippen schoben sich nach oben und. entblößten die schrecklichen Vampirhauer.

Jimmy gelang es, sich loszureißen. Er sprang zurück und stellte entsetzt fest, daß Rays Augen jetzt blutunterlaufen wären.

»Du darfst es mir nicht verweigern«, zischte Ray. »Ich will es haben. Ich will dein Blut, Jimmy…«

Der Junge fuhr herum und rannte zur Tür, doch Ray war schneller.

Mit einem kräftigen Rammstoß beförderte er Jimmy zur, Seite. Der Junge stürzte, und Ray stellte sich breitbeinig und mit abgespreizten Armen vor die Tür.

»Hier kommst du erst raus, wenn du so bist wie ich, Jimmy«, knurrte der Vampir. »Tot…«

***

»Die Nacht wird nicht ewig dauern«, rief Bernard Hale hinter der Tür. »Wenn der Tag anbricht, werdet ihr euch zurückziehen.«

»Du irrst dich«, sagte Yul Carrado. »Alle Fenster sind verdunkelt. In Blood Castle herrscht ewige Nacht!«

»Ich weiß über euch Schattenwesen Bescheid«, gab der Parapsychologe zurück. »Auch wenn kein Tageslicht in die Burg dringen kann, seid ihr tagsüber wesentlich schwächer als bei Nacht.

Wenn ihr dann den Kampf wollt, könnt ihr ihn haben! Wir werden euch vernichten, Yul Carrado! Eure Stunden sind gezählt!« . Der Blutsauger lachte zornig. »So spricht einer, der sich in unserer Gewalt befindet!«

»Du weißt, daß das so gut wie nichts wert ist!«

Gut gebrüllt, Löwe, dachte ich, und dann entschloß ich mich, die Verwirrung der Vampire auszunützen. Sie waren wütend und enttäuscht, und ich wollte ihre Wut und Enttäuschung noch vergrößern, indem ich sie angriff.

Okay, sie waren zu dritt, aber ich war nicht allein. Sobald Bernard Hale und Chao Kai bemerkten, daß ich da war, würden sie sich an meine Seite stellen.

Langsam schlich ich die Stufen weiter hinunter. Gleich würde ich die Blutsauger wieder sehen. Im Moment war es ihr Vorteil, daß man hier unten fast die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, aber das würde sich ändern, sobald ich meinen magischen Flammenwerfer gegen die Schattenwesen einsetzte.

Nachdem ich zwei weitere Stufen zurückgelegt hatte, glaubte ich, die Umrisse der Blutsauger zu erkennen.

Mit bis zum Zerreißen angespannten Nerven hob ich das silberne Feuerzeug - und dann drückte ich auf den Knopf. Es war eine gelungene Überraschung.

***

Ein schriller, verzweifelter Schrei ging durch das Haus. Helen Dillaway fuhr sich verstört an die Lippen. »Das ist Jimmy! Um Himmels willen, mein Kind…!«

Die Frau rannte los, doch Mr. Silver griff blitzschnell nach ihrer Hand und riß sie zurück.

»Jimmy schreit; ich muß zu ihm!« krächzte die Frau.

»Sorgen Sie dafür, daß Ihre Frau hierbleibt«, sagte Mr. Silver zu Angus Dillaway.

Dieser nickte mit kummervoller Miene und schloß Helen in seine Arme. Sie wollte sich befreien, er ließ es jedoch nicht zu.

Mr. Silver hastete aus dem Raum. Jimmy schrie immer noch. Der Ex-Dämon sauste die Treppe hoch. Es war nicht schwierig, Jimmys Zimmer zu finden. Er brauchte nur dem von panischer Angst erfüllten Kreischen zu folgen.

Er wollte die Tür aufstoßen. Es ging nicht.

Sofort setzte der Hüne seine Magie ein. Er wollte das Schloß knacken, aber es war nicht abgeschlossen. Also mußte der Vampir, der sich offenbar in Jimmys Zimmer befand, ein Möbelstück dagegengestemmt haben.

Mr. Silver warf sich gegen die Tür.

»Hilfe«, schrie Jimmy verzweifelt. »Helft mir! Ray will mich um… Aaahhhgggrrr…«

Mr. Silver trat zurück. Er rammte mehrmals den Fuß gegen die Tür. Das Holz splitterte krachend. Mit jedem Tritt flog mehr aus dem Rahmen.

Mr. Silver sah Jimmy.

Der Junge schrie nicht mehr. Schlaff hing er in Rays Griff, und soeben beugte sich der Vampir über ihn.

Der Ex-Dämon wuchtete sich gegen das restliche Holz, und einen Augenblick später brach er in Jimmys Zimmer. Bevor Ray Dillaway zubeißen konnte, war Mr. Silver bei ihm.

Seine Hand schoß vor. Er packte die Schultern des Blutsaugers und riß ihn herum. Ray Dillaway stieß einen Wutschrei aus.

Er stürzte sich sofort auf den hünenhaften Angreifer. Ein bösartiges Fauchen drang aus seiner Kehle. Jimmy kam zu sich, und Mr. Silver rief ihm zu, er solle schnellstens das Zimmer verlassen.

Das tat der Junge auch sofort, und dann war Mr. Silver mit dem Blutsauger allein.

Ray Dillaway wollte sofort zubeißen. Es war ihm egal, wessen Blut er trank. Daß er es mit einem Ex-Dämon zu tun hatte, wußte er nicht, aber er würde es gleich erfahren.

Zu retten war Ray Dillaway nicht mehr. Mr. Silver konnte den jungen Mann nur noch erlösen, indem er sein zweites, unseliges Leben vernichtete.

Als Dillaway zubiß, sprang der Hüne zur Seite, und Silbermagie machte seine Faust zur tödlichen Waffe.

Diese setzte er dem Scheusal zwischen die Rippen, und mit Hilfe eines magischen Schocks zerstörte der Ex-Dämon alles Schwarze, das Ray Dillaway ausfüllte.

Der Vampir riß entsetzt die Augen auf, und dann brach er zusammen. Der grausame, dämonische Ausdruck verschwand von seinem Gesicht. Er war keine Hülle mehr, in der das Böse wohnte.

Ray Dillaway war entgiftet, erlöst. Er war tot und würde sich nie mehr erheben. Nie mehr würde er einem Menschen gefährlich werden.

Aber das war alles, was Mr. Silver tun konnte. Er hatte den Dillaways ihren Sohn nicht zurückgeben können.

Schritte auf dem Flur, und dann erschien Angus Dillaway. Er trat ein und musterte Mr. Silver ängstlich. Er kannte die Wahrheit bestimmt schon, aber er wollte sie nicht akzeptieren. Deshalb schaute er auch nicht auf den Toten, sondern sein verzweifelter Blick blieb an Mr. Silver hängen.

»Tut mir leid, Mr. Dillaway«, sagte der Hüne ernst.

Der Mann stakste herein. Er atmete schwer, und als er den Blick endlich auf seinen toten Sohn richtete, füllten sich seine Augen mit

Tränen.

»Bitte gehen Sie, Mr. Silver. Ich möchte mit meinem Jungen allein sein!«

»Das verstehe ich«, sagte der Ex-Dämon. Er legte dem gebrochenen Mann die Hand auf die Schulter.

»Ich hatte so große Pläne mit ihm«, flüsterte Angus Dillaway. »Ray war meine Hoffnung, meine Zukunft…«

Mr. Silver verließ den Raum. Helen Dillaway kam zitternd von der Treppe her. Totenbleich war ihr Gesicht, verstört der Blick ihrer großen Augen.

»Ray«, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme. »Mein Ray…«

Der Ex-Dämon trat ihr in den Weg. »Es ist besser, Sie kehren um, Mrs. Dillaway.«

»Ich will zu ihm. Ich muß zu meinem Jungen. Sie dürfen mir das nicht verwehren«, schluchzte die leidgeprüfte Frau, und der Hüne gab den Weg frei.

Sie betrat den Raum, in dem sich ihr Mann schon befand, und dann gellte ihr herzzerreißender Schrei durch das Haus.

***

Die Feuerlohe schoß aus der kleinen Düse und stand über dem Feuerzeug, einen Meter lang. Die Vampire fauchten, und ich warf mich ihnen entgegen.

Sie schienen zu wittern, daß mir kein gewöhnliches Feuer zur Verfügung stand, und jeder von ihnen versuchte sich in Sicherheit zu bringen.

»Professor! Chao Kai!« schrie ich.

»Ballard! Mein Gott, das ist Tony Ballard!« rief Bernard Hale erfreut aus, und dann flog die Tür, die er mit Dämonenbannern gesichert hatte, auf.

Die Vampire wußten nicht, was sie zuerst tun sollten, mich niederkämpfen oder über den Parapsychologen und seinen Schüler herfallen.

Ich sah Chao Kai; er drängte sich an Bernard Hale vorbei. »Tony! Du kommst im richtigen Moment!«

»Weiß ich doch!« gab ich zurück und stach mit dem Flammenstrahl auf Zia Carrado ein, denn sie befand sich mir am nächsten.

Die Vampirin kreischte wie eine Furie und wirbelte herum. Bernard Hale griff mit der Gnostischen Gemme Yul Carrado an, und Chao Kai setzte seinen ersten silbernen Wurfstern gegen Ez Carrado ein. Ich hatte lange und intensiv geübt, um die Wurfsterne gebrauchen zu können, aber es stand fest, daß ich es nie zu einer solchen Meisterschaft wie Chao Kai bringen würde.

Dem Chinesen schien dieses Talent in die Wiege gelegt worden zu

sein. Man konnte kaum sehen, wie er das Handgelenk bewegte, und doch flitzte der Stern mit ungeheurem Tempo davon. Fast schien es, als würde der Asiate einen Silberblitz verschießen.

Dennoch entging Ez Carrado einem Treffer. Der silberne Druidenfuß hackte gegen die Wand und fiel klirrend zu Boden. Ez Carrado katapultierte sich dem Asiaten mit einem wütenden Kampfschrei entgegen.

Chao Kai drehte sich wie ein Ballettänzer, und aus dieser Drehung heraus traf er den Angreifer gleich mehrfach.

Es war ein so heftiger Trommelwirbel, daß Ez benommen zurücktaumelte.

Was weiter passierte, konnte ich nicht sehen, denn ich jagte hinter der davonstürmenden Vampirin her. Dabei kam ich an Chao Kai vorbei, und ich schrie ihm zu, daß ich Benzin mitgebracht hatte.

»Wo?« keuchte der Chinese.

»Draußen, auf einem Motorrad! Zwei Kanister!«

Er sagte, er würde sie holen, und im nächsten Moment knallte eine schwere Tür gegen meine Schulter. Sie stoppte mich in vollem Lauf. Zum Glück hatte ich mich vorher noch rechtzeitig gedreht.

Zia Carrado hatte sie zugeschleudert, doch ich hatte genug Schwung, um die Tür sofort wieder aufzurammen.

Die Vampirin wandte sich mir zu. Sie fauchte wie ein Tier, stand geduckt da, streckte mir die Hände entgegen, und ihre Augen schienen zu glühen.

»Ich werde dich töten!« schleuderte sie mir entgegen.

»Nicht ich werde auf der Strecke bleiben, sondern du, Zia Carrado.«

Wir standen einander auf vier Schritte Entfernung gegenüber. Meine Schulter schmerzte, doch das ignorierte ich. Ich durfte mich nicht ablenken lassen, denn Vampire sind Meister im Nützen kleinster Chancen.

»Fast könntest du mir leid tun«, sagte ich spöttisch. »Da nimmst du eine so weite, beschwerliche Reise auf dich, und kaum bist du angekommen, geht es dir auch schon an den Kragen.«

Ich drückte wieder auf den Knopf und attackierte die Blutsaugerin mit dem Feuer. Sie wich zurück und veränderte gleichzeitig ihr Aussehen. Sie wurde zur Fledermaus. Ein giftgrünes, flatterndes Biest stieg kreischend hoch.

Es umschwirrte mich mehrmals mit einem Tempo, daß ich es kaum im Auge behalten konnte. Der Angriff erfolgte, als sie wieder einmal hinter mir war.

Wie ein Raubvogel stieß sie auf mich herab. Ich duckte mich, und sie sauste über mich hinweg. Ihre ledernen Flügel trafen meinen Kopf. Ich rammte die Flamme nach oben und hätte die grüne Fledermaus beinahe erwischt, aber sie drehte irgendwie ihren Körper.

Auf einen weiteren Angriff verzichtete Zia Carrado. Sie flatterte durch einen kurzen Gang in einen anderen Raum.

Es war die Folterkammer von Blood Castle.

Grauenerregende Werkzeuge hingen an den Wänden, standen oder lagen herum. Mir sprang ein Henkersschwert ins Auge. Ich riß es von der Wand und schlug damit auf die kreischende Fledermaus ein. Immer wieder verfehlte die Klinge sie nur um Haaresbreite.

Zia Carrado war unglaublich schnell, das rettete sie bisher vor einem Treffer.

Sie wirbelte hoch, setzte zum Sturzflug an, und ich blickte direkt in ihr widerliches, weit aufgerissenes Maul.

Mein Ausfallschritt erfolgte im richtigen Moment. Dann schlug ich wieder mit dem Schwert zu und diesmal erwischte ich sie am Flügel.

Sie kreischte, trudelte zu Boden, wo sie sofort wieder menschliches Aussehen annahm. Wie eine Stichflamme schoß sie vor mir hoch.

Ich stach beidhändig auf sie ein, mit dem Henkersschwert und mit dem magischen Flammenstrahl. Sie mußte sich mit einem weiten Satz zurück in Sicherheit bringen.

Dadurch kam sie direkt vor einer offenen Eisernen Jungfrau, einer aufklappbaren Stahlfigur mit nach innen gerichteten Stacheln, zu stehen. Ich schaltete sofort. Anstatt die Vampirin erneut zu attackieren, flitzte ich nach links, an ihr vorbei, und im nächsten Moment flog der Deckel zu.

Aus der Eisernen Jungfrau drang ein gedämpftes, schauriges Heulen.

***

Es hatte sich so ergeben, daß Bernard Hale den schwersten Gegner bekam. Während Chao Kai und Tony Ballard davonstürmten, kämpfte der Parapsychologe gegen den Obervampir Yul Carrado.

Der Blutsauger war trickreich und gefährlich. Wild griff er Bernard Hale an, und der Gnostischen Gemme wußte er immer wieder zu entgehen.

Hale war kein Kämpfer, obwohl ihn die Umstände immer wieder zwangen, sein Leben zu verteidigen. Zumeist erledigte Chao Kai die »grobe Arbeit« mit den Fäusten für ihn, doch diesmal befand sich sein Schüler nicht an seiner Seite.

Er mußte seine Haut selbst verteidigen und hoffte, daß entweder Chao Kai oder Tony Ballard so bald wie möglich zu ihm zurückkehrten, denn allein fühlte er sich dem Vampir nicht gewachsen.

Yul Carrado versuchte ihm seinen Willen aufzuzwingen. Als das nicht klappte, versuchte der Blutsauger wenigstens die Konzentrationsfähigkeit seines Gegners erheblich zu beeinträchtigen, so daß Hale nicht mehr schnell genug reagieren konnte, und damit

hatte Carrado Erfolg.

Sein Faustschlag warf den PSI-Mann gegen die Wand. Der Treffer schmerzte, und Bernard Hale japste nach Luft.

»Deine Freunde haben dich im Stich gelassen«, höhnte Yul Carrado.

»Das ist nicht wahr!« quetschte Hale zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. »Sie kommen zurück, sobald sie deinen Sohn und deine Frau vernichtet haben.«

»Das wird ihnen nicht gelingen!«

Erneut attackierte Yul Carrado den Parapsychologen. Schwere Treffer mußte Bernard Hale hinnehmen. Sie schwächten ihn. Er hatte kaum noch die Kraft, sich auf den Beinen zu halten, davon, den Blutsauger anzugreifen, ganz zu schweigen.

Immer wenn Carrado angriff, versuchte ihn Hale mit der Gemme abzuwehren, doch es war kaum mehr als eine hilflose Geste. Er würde verlieren, wenn nicht bald Hilfe kam.

Carrado wußte, daß er den Parapsychologen schon fast besiegt hatte. Seine Hände griffen nach Hales Kehle. Der PSI-Professor taumelte zurück, durch die Tür, wieder in den Raum, in dem die Fackel blakte und in dem er mit Chao Kai am Haken gehangen hatte.

Der Vampir stieß ein schallendes Gelächter aus, das Bernard Hale durch Mark und Bein ging.

»Jetzt habe ich dich da, wo ich dich haben will!« höhnte Yul Carrado. »Du Narr! Dachtest du wirklich, mir gewachsen zu sein? Kein Mensch kann mich besiegen. Niemals wird es einen Mann geben, der stärker ist als ich!«

Angeschlagen und erschöpft stand Bernard Hale da. Yul Carrado wollte dem Parapsychologen den Rest geben. Entschlossen, mit grimmigem Blick, trat er vor - und tappte in eine Falle, an die nicht einmal Bernard Hale mehr gedacht hatte.

Panisches Entsetzen verzerrte plötzlich die bleichen Züge des Blutsaugers, und seine Haare schienen sich zu sträuben. Er riß sein Maul weit auf, und schaurige Laute drangen aus seiner Kehle.

Die Dämonenbanner! durchzuckte es Bernard Hale. Sie halten ihn fest!

Er hatte sie am Türpfosten befestigt, und Yul Carrado war in ihr bannendes Kraftfeld geraten. Er war nicht imstande, einen Schritt vor oder zurück zu machen. Das Schattenwesen war zwischen den Dämonenbannern hängengeblieben, und sie schwächten ihn.

Er stöhnte und wand sich. Er, der starke Vampir, der sich für unbesiegbar hielt. Unscheinbare Dämonenbanner, kleine Lederbeutelchen, machten ihm das Leben zur Hölle.

Das richtete Bernard Hale wieder auf, erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Genugtuung. Sein Körper, eben noch vom Schmerz gebeugt, straffte sich.

Ein triumphierendes Glitzern erschien in seinen Augen. Ohne daß er es geplant hatte, war es ihm gelungen, den Vampir in eine Falle zu locken.

Das mußte er ausnützen.

Zaghaft näherte er sich dem dämonischen Blutsauger.

»Was ist das?« stöhnte Yul Carrado. »Was hält mich hier fest?«

»Hast du vergessen, wie dein Sohn reagierte, als er die Tür öffnen wollte?« erwiderte der Parapsychologe. »Dämonenbanner, von mir selbst angefertigt, peinigen dich. Erspare es mir, dir genau zu schildern, was sich in den einzelnen Lederbeuteln befindet. Mein Wissen wurde dir zum Verhängnis, Yul Carrado.«

Der Vampir schnaubte und schüttelte den Kopf. »Noch hast du mich nicht besiegt. Wenn ich es schaffe, mich aus dieser Umklammerung zu befreien…«

»Es wird dir nicht gelingen«, sagte der Parapsychologe überzeugt. Er ging näher an den Blutsauger heran. Die Augen des Schwarzblütlers schienen ein höllisches Feuer zu versprühen.

Yul Carrado unternahm alle Anstrengungen, um freizukommen, doch je mehr dämonische Energie er dafür einsetzte, desto besser bekam ihn das ausgewogene Kraftfeld der Dämonenbanner in seine Gewalt.

Bernard Hale hob die Hand, in der er die Gnostische Gemme hielt. Yul Carrado warf den Kopf zurück und stieß einen markerschütternden Schrei aus.

»Weeeg!« brüllte er. »Bleib mir mit diesem verdammten Stein vom Leibe!«

Der PSI-Professor blieb stehen. Auf Armlänge war er an den Vampir herangekommen. Carratlos Augen quollen aus den Höhlen. Er starrte die Gemme an und zitterte.

Er spürte jetzt schon die peinigende Kraft, die sich darin befand, und er schien zu wissen, daß der Professor ihn damit gleich berühren und entkräften würde.

Hale hatte vor, die Wirkung der Gnostischen Gemme mit einem magischen Spruch zu verstärken.

Ihm war klar, daß er Carrado damit quälte, aber es mußte sein, er mußte den Vampir schwächen, und es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, Mitleid mit dem grausamen Schattenwesen zu haben.

»Laß mir mein Leben!« stöhnte der Vampir.

»Es ist ein Leben, dem immer wieder unschuldige Menschen zum Opfer fallen. Du mußt töten, um weiterexistieren zu können«, sagte Bernard Hale hart.

»Ich verlasse Blood Castle in dieser Nacht«, versprach Carrado. »Und Ez und Zia nehme ich mit.«

»Selbst wenn du dieses Versprechen halten würdest, würdest du an einem anderen Ort Menschen töten.«

»Das kann dir doch egal sein!« schrie Yul Carrado.
»Im Gegenteil. Wesen von deiner Sorte muß man auslöschen, vernichten, wo immer man ihnen begegnet. Man darf der gefährlichen Vampirseuche keine Chance geben.«
Carrado drehte und wand sich. Er schrie und fluchte, er beschimpfte den Professor und wünschte ihn in die Hölle, doch davon ließ sich Hale nicht beeindrucken.
Ganz nahe bei Carratlos haßverzerrtem Gesicht war die Gnostische Gemme schon. Der Stein bestrahlte den Vampir und machte ihn rasend vor Angst.
»Gnade!« flehte Carrado.
Stark und gefährlich war er gewesen, doch jetzt wurde er mehr und mehr zu einem wimmernden Bündel. Aber Bernard Hales Herz rührte das Flehen des Blutsaugers nicht.
Keine Gnade für Vampire!
»Laß mich frei, ich bitte dich. Ich habe noch nie einen Menschen um etwas gebeten.«
»Und du wirst dazu auch nie wieder Gelegenheit haben«, sagte Hale und drückte dem Blutsauger die Gnostische Gemme mitten ins Gesicht, begleitet von einem magischen Spruch.
Grauenvoll war der Schrei des Schattenwesens.
Mehr und mehr schwanden seine Kräfte. Die Gemme zog sie aus dem Leib des Blutsaugers.
Der Schrei wurde dünn und brüchig und riß schließlich ab. Schlaff hing der Vampir zwischen den Dämonenbannern. Vermutlich wäre er zusammengesackt, wenn sie ihn nicht festgehalten hätten.
Carrado hatte kaum noch die Kraft, den Kopf zu heben. Bernard Hale trat zurück und hängte sich die Gemme um den Hals. Sie hatte ihre Wirkung getan.
»Reicht dir das noch nicht?« röchelte Yul Carrado. »Wie sehr willst du mich noch peinigen?«
»Dein Leiden ist gleich zu Ende«, sagte der Professor und zog Eichenpflock und Hammer aus dem Gürtel.

***

Chao Kai rannte durch die Burg. Es war ihm nicht gelungen, Ez Carrado zu vernichten. In der Gestalt der Fledermaus war es dem Vampirsohn gelungen, sich in Sicherheit zu bringen.
Bei der Errichtung von Blood Castle waren Höllenkräfte am Werk gewesen, und sie wirkten in diesen Mauern immer noch. Es war Zeit, sie zu zerstören. Mit Feuer konnte das gelingen, deshalb hatte es der Chinese so eilig, die Benzinkanister, die Tony Ballard mitgebracht hatte, zu holen.
Blood Castle, dieser Dämonenhort, mußte in Flammen aufgehen und

in Schutt und Asche versinken, damit nicht andere Schwarzblütler kommen und sich einnisten konnten.

Chao Kai stürmte durch die kleine Tür, an der ihn die Vampire überfallen hatten. Vor seinem geistigen Auge liefen die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit noch einmal ab. Ein eisiger Schauer durchlief ihn dabei.

Er entdeckte das Motorrad, eilte darauf zu, hakte die Gummibänder los und griff nach den Kanistern.

Da erfolgte der Angriff!

Lautlos war ihm Ez Carrado gefolgt, und nun stürzte sich die Fledermaus wie ein gefährlicher Todesschatten auf den Asiaten. Ein furchtbarer Schmerz flammte in seinem Nacken auf, und er spürte Blut über den Rücken rinnen.

Blitzartig drehte Chao Kai sich um. Er ließ sich fallen, wälzte sich über den steinigen Boden und griff mit beiden Händen nach hinten. Er packte die flatternde, zuckende Fledermaus, schaffte es aber nicht, sie loszuwerden.

Er drohte ein ähnliches Ende zu nehmen wie Ray Dillaway, aber er gab sich noch nicht geschlagen. Er ließ die grüne Fledermaus los und holte einen magischen Wurfstern aus der Tasche.

Damit schlug er zu, und das Wunder geschah. Kaum hatte das Silber die Fledermaus berührt, da ließ sie kreischend von Chao Kai ab und flog aufgeregt hoch. Torkelnd bewegte sie sich durch die Dunkelheit. Auch der Asiate war angeschlagen, aber er machte weiter.

Solange sein Herz noch schlug, würde er kämpfen.

Atemlos erhob er sich. Aus der Bißwunde floß Blut, doch darum kümmerte sich Chao Kai jetzt nicht. Er wollte Ez Carrado vernichten, an nichts anderes dachte er in diesem Augenblick.

Der junge Vampir erholte sich von dem Schock, den die Berührung mit dem Silberstern ausgelöst hatte. Was Chao Kai ihm angetan hatte, machte ihn nun noch rasender, wütender, gefährlicher. Er wollte den Asiaten grausam dafür bestrafen, deshalb kehrte er um und griff an.

Das flatternde Biest war in der Dunkelheit nicht gut zu sehen. Chao Kai behielt die Nerven. Er schleuderte den Stern nicht zu früh, und er wechselte die Position.

Jetzt hob sich der flatternde Vampir deutlich vom Hintergrund ab. Das erhöhte die Chance, ihn zu treffen, erheblich. Chao Kai ließ seine Hand vorschnellen und gab den Wurfstern frei. Das Ding flitzte dem Blutsauger entgegen, doch Ez Carrado verfügte über außergewöhnliche Reflexe.

Er nahm das Geschoß wahr und reagierte. Sein behaarter Körper zuckte hoch, aber es war schon zu spät.

Die Silberspitze traf seinen rechten Flügel im unteren Drittel und riß die Lederhaut auf. Die Fledermaus selbst blieb unverletzt, aber sie war

plötzlich in ihrer Flugfähigkeit stark beeinträchtigt.
Ez Carrado trudelte, drohte auf die Erde zu fallen. Es kostete ihn sehr viel Kraft, einen Absturz zu verhindern. Krächzend setzte er sich ab, und Chao Kai griff zum zweitenmal nach den Kanistern.
Diesmal hinderte ihn niemand daran, sie vom Gepäckträger zu heben. Er wirbelte herum und rannte in die Burg zurück.
Dann sah er Ez Carrado. Die Fledermaus krallte sich an die Mauer. Als der Chinese näherkam, stieß sie sich ab, doch sie griff Chao Kai nicht an, sondern wollte ihre Flucht fortsetzen. Aber der Riß im Flügel war größer geworden, und jeder weitere Flügelschlag riß das weiche Leder noch mehr ein.
Der Vampir überschlug sich in der Luft und klatschte neben einem Schacht, der mit einem Gitter abgedeckt war, auf den Boden. Augenblicklich kroch Carrado auf dieses Gitter zu. Er kippte über den steinernen Rand, fiel in den Schacht und war nicht mehr zu sehen.
»Jetzt hab' ich dich!« keuchte der Chinese.
Er eilte zum Gitter. Eine tiefe, undurchdringliche Schwärze lastete im Schacht, der dem jungen Vampir zum Verhängnis werden sollte.
Chao Kai versuchte nicht, das Gitter zu öffnen. Statt dessen drehte er den Schraubverschluß eines der beiden Kanister auf, und einen Augenblick später blubberte Benzin durch das Gitter.
Der Treibstoff fiel in einer schmalen, nassen Fahne über die Fledermaus. Ez Carratlos grünes Fell sog die feuergefährliche Flüssigkeit auf wie ein Schwamm.
Er kroch in eine Ecke, preßte die Flügel an seinen nassen Körper und lag still.
Chao Kai entfernte sich vom Schacht. Er zog eine nasse Spur in die Burg hinein, und sobald der erste Kanister leer war, öffnete er den zweiten.
Kein Stein sollte hier auf dem andern bleiben. Ein gewaltiges Feuer sollte das Böse aus diesen Mauern vertreiben.

***

Ich stand keuchend vor der Eisernen Jungfrau, die ich zugeschlagen hatte. Die langen Stacheln mußten den verführerisch schönen Körper der Vampirin durchbohrt haben.
Zia Carrado gab keine Lebenszeichen mehr von sich, aber ich fiel auf diesen Trick nicht herein. Sie konnte mich nicht täuschen. Was passiert war, hätte kein Mensch überlebt, aber Zia Carrado war kein Mensch. Sie sah nur so aus.
Ihr Leib konnte von noch so vielen Stacheln durchbohrt worden sein, das kostete sie nicht ihr schwarzes Leben. Es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, das zu denken.
Wenn ich die Folterkammer verlassen hätte, ohne mich weiter um

die Vampirin zu kümmern, wäre Zia Carrado in Kürze wieder verdammt lebendig gewesen.

Ich trat vor und streckte die Hand aus. Das Henkersschwert hatte ich fallen lassen.

Jetzt sollte es dem schwarzen Wesen an den Kragen gehen. Meine Nervenstränge strafften sich. Ich zog den Deckel der Eisernen Jungfrau langsam auf.

Ich mußte einen Widerstand überwinden, denn ich zog gleichzeitig die Eisendornen aus Zias Körper.

Als die Vampirin nicht mehr davon festgehalten wurde, rammte sie den Deckel fauchend auf. Fürchterlich sah sie aus, aber sie lebte, und sie griff mich gleich wieder an.

Doch ich hatte damit gerechnet.

Der Strahl meines magischen Flammenwerfers stach ihr entgegen. Ich zog die Feuerlohe von oben nach unten und von links nach rechts.

Ein brennendes Kreuz zeichnete ich dem weiblichen Blutsauger auf die Brust. Das war mehr, als Zia Carrado verkraften konnte. Sie schrie entsetzt auf. Verstört starrte sie auf das Flammenkreuz, schlug mit den Händen darauf, wollte es löschen, erreichte damit aber nur, daß auch ihre Finger Feuer fingen.

Ich wollte ihren Todeskampf nicht mit ansehen, deshalb stieß ich sie zurück und schlug den Deckel der Eisernen Jungfrau noch einmal zu.

Als die Schreie verstummten, wußte ich, daß sie vernichtet war. Sicherheitshalber sah ich aber nach.

Abermals öffnete ich die Eiserne Jungfrau. Eine feine schwarzgrüne Asche rieselte mir auf die Schuhspitzen. Das war alles, was von Zia Carrado übrig geblieben war.

***

»Nein!« stöhnte Yul Carrado. »Das nicht… Das ist zu schmachvoll für mich!«

»Na und? Es ist die sicherste Art, einen Vampir zu vernichten«, grinste Bernard Hale und setzte dem Schwarzblütler den Eichenpflock an die Brust.

»Ich verfluche dich!« zischte Carrado, als er einsah, daß ihn nichts mehr retten konnte. »Mein Sohn wird meinen Tod rächen.«

»Dein Sohn wird diese Nacht ebenso wenig überleben wie du und Zia!« sagte der Parapsychologe ungerührt.

»Dann wird sich jemand anders an deine Fersen heften«, stieß Carrado hervor. Mit letzter Kraft schrie er: »Hört mich, Brüder und Schwestern im Bösen! Seht, was mit mir geschieht! Ich verfluche diesen Mann, der mich vernichten wird! Er soll keinen Frieden mehr finden! Hetzt ihn! Jagt ihn! Tötet ihn! Rächt meinen Tod!«

Seine Worte schienen die dicken Mauern zu durchdringen. Es war

nicht ausgeschlossen, daß sie in der Hölle vernommen wurden, denn schließlich war Blood Castle ein Hort des Bösen, aber Bernard Hale schreckte dennoch nicht davor zurück, zu tun, was getan werden mußte.

»Stirb, Dämon!« sagte Hale grimmig. »Ich habe keine Angst vor den Folgen!«

Dann trieb er dem Vampir den Eichenpflock durchs schwarze Herz.

Yul Carrado bäumte sich ein letztes Mal auf. Und dann setzte der Verfall des uralten Körpers ein.

Viele Menschen hatten ihr Leben lassen müssen, um diesen Verfall zu verhindern, doch nun hielt ihn nichts mehr auf. Die Haut des Vampirs wurde grau und brüchig, und mit dem äußeren Verfall setzte auch der innere ein. Die Knochen wurden zu mehligem Staub, der dünn zu Boden rieselte.

Überall rann dieser Staub aus der Kleidung des Vampirs, und als nichts mehr von ihm in ihr war, hielten die Dämonenbanner sie nicht mehr fest.

Das spitze Eichenholz klapperte auf die Steinplatten, und die Kleidung des Blutsaugers breitete sich über den Staub.

Bernard Hale hob den Pflock auf. Er schob ihn und den Hammer in den Gürtel und nahm die Dämonenbanner, die ihm das Leben gerettet hatten, ab.

Er war stolz darauf, daß er allein mit Yul Carrado fertiggeworden war. Man sah es ihm nicht an, aber er gehörte noch lange nicht zum alten Eisen.

Das hatte er heute nacht wohl deutlich bewiesen.

***

Ich verließ die Folterkammer, wollte dem Professor zu Hilfe eilen, sah aber, daß dies nicht nötig war. Der Parapsychologe trat mir mit einer Fackel in der Hand entgegen. Triumph funkelte in seinen Augen.

»Bravo, Professor! Eine großartige Leistung! Hervorragend! Sie sind wie ein guter Wein: Mit den Jahren werden Sie immer besser!«

Mein Kompliment wärmte sein Herz. »Danke, Tony. Es tut gut, so etwas aus Ihrem Mund zu hören. Konnten Sie Zia Carrado vernichten?«

Ich nickte. »Kommen Sie. Wir sehen, wie es Chao Kai geht.«

Wir liefen die Treppe hoch, ließen das Verlies hinter uns, und im blakenden Fackelschein sahen wir den Chinesen, der mit dem Treibstoff leicht entflammbare Spuren legte.

»Vorsichtig mit der Fackel!« warnte ich Bernard Hale.

Chao Kai warf den leeren Kanister weg und eilte auf uns zu.

»Was ist mit Ez Carrado?« fragte ich den Chinesen.

Er sagte uns, wo der Vampirsohn steckte. Wir verließen die Burg.

Draußen nahm ich Hale die Fackel aus der Hand und warf sie auf das Gitter, das den Schacht abdeckte.

Im selben Moment schoß eine breite Stichflamme hoch. Sengend heiß war sie, und sie nahm uns den Atem. Aus der Tiefe des Schachts gellte ein gräßlicher Schrei.

Ez Carrado!

Nun war auch der Vampirnachwuchs vernichtet.

Das Feuer fraß sich entlang der glänzenden Benzinspur, hinein in die Burg, überall hin, wo Chao Kai den Treibstoff vergossen hatte. Man sollte meinen, daß Feuer höllischen Kräften nichts anhaben kann, denn auch im Reich des Teufels gibt es viele Gebiete, in denen es immer und ewig brennt, aber zwischen einem irdischen Feuer und dem der Hölle ist ein Unterschied.

Das irdische Feuer hat eine reinigende Wirkung auf alles, das vom Bösen verseucht ist.

Das wurde uns deutlich vor Augen geführt. Die Flammen vertrieben die Kraft der Hölle, die dieses alte Bauwerk vor dem Verfall bewahrt hatte.

Was lange schon fällig gewesen war, passierte nun.

Blood Castle zerbrach. Die Dächer stürzten ein, die Mauern fielen um, und über all dem stand eine rote Flammensäule, die die Nacht taghell erleuchtete.

Das Knattern eines Motorrads veranlaßte mich, mich umzudrehen. Mr. Silver kam auf der zweiten Maschine.

»Zu spät«, sagte ich. »Du wirst nicht mehr gebraucht.«

»Na endlich schaffst du mal was ohne mich«, gab der Hüne zurück.

Es stellte sich aber dann heraus, daß er doch gebraucht wurde, und zwar für den Rücktransport von Chao Kai. Der Professor schwang sich hinter mir auf die Maschine, und wir kehrten nach Laxford zurück.

Unten angekommen, sagte ich zu dem Parapsychologen: »Darf ich eine Bitte äußern, Professor? Wenn Sie wieder mal wollen, daß ich Sie unterstütze, warten Sie wenigstens; bis ich zur Stelle bin. Beim nächstenmal geht's vielleicht nicht so ab wie diesmal.«

»Das war keine Bitte, sondern eine Rüge«, stellte Hale richtig. »Ich werde sie beherzigen, Tony.«

Das sagte er jetzt.

Morgen konnte er darüber aber schon wieder ganz anders denken. So war Professor Hale eben…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 1 »Wenn sie aus den Gräbern steigen...«